



CHOREGIA

**MÜNSTERSCHE GRIECHENLAND-
STUDIEN**

HEFT 7

**GRIECHISCHE LANDSCHAFTEN –
SEHNSUCHTS- UND ERINNERUNGSORTE
ARKADIEN-KYTHERA-TEMPE-DELPHI**

**HERAUSGEGEBEN VON
HORST-DIETER BLUME UND CAY LIENAU**

MÜNSTER 2009

Inhalt

Vorwort	S.2
Cay Lienau: Griechische Landschaften der Geographen, Maler, Dichter und Träumer	S. 3
Ernst Ribbat: Arkadien–Zeugnisse eines poetischen Raumes	S. 24
Regine Quack-Manoussakis: „Auf der Suche nach Arkadien“. Die Reise des Fürsten Pückler-Muskau durch die Peloponnes im Jahre 1836	S. 39
Ismene Deter: Ein Tempe im Taunus Vision eines hessischen Fürsten	S. 65
Horst-Dieter Blume: Delphi. Apollons Orakelsitz unter dem Parnass – der Nabel der Welt	S. 105
Danae Coulmas: Griechische Topoi bei Heinrich Schliemann. Troja, Mykene und die „homerische Frau“ Sophia.	S. 118
Thede Kahl: Hirten und „ihr Land“. Zur Kulturlandschaft griechischer Weidegebiete	S. 142
Autoren	S. 155

Vorwort

Die in diesem Heft veröffentlichten Beiträge gingen aus dem 13. Griechenland-Seminar in Münster hervor. Dieses fand am 23./24. Februar 2008 unter dem Titel „Griechische Kulturlandschaften. Sehnsuchts- und Erinnerungsorte“ statt. Veranstalter des alljährlich durchgeführten Seminars war die Arbeitsstelle Griechenland an der Universität Münster in Verbindung mit der Deutsch-Griechischen Gesellschaft und dem Förderverein der Arbeitsstelle ‚Der Chorege‘. Die Organisation lag wie stets in den Händen von Anastasios Katsanakis. Nicht nur die Leser dieser Reihe wissen, wieviel Dank sie ihm schulden.

Lange bevor moderne Touristenscharen auf der Suche nach Sonne, Strand und Meer die Ägäis als ihr Reiseziel entdeckten, haben Dichter und Künstler, inspiriert von den klassischen Mythen und Ruinenstätten, sich Griechenland zugewandt. Doch zunächst haben nur wenige von ihnen sich aufgemacht, das Land ihrer Träume mit eigenen Augen zu schauen; stattdessen ließen sie vor ihrem geistigen Auge Bilder idealisierter Landschaften entstehen und schufen mit ihrem Werk Orte künstlerischer Sehnsucht. Erst als mit dem griechischen Freiheitskampf zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Philhellenismus kräftig aufblühte, zog das Land Reisende und Abenteurer in seinen Bann. Maler begeisterten sich am klaren südländischen Licht und an der kargen, bisweilen heroisch abweisenden Natur und gaben mit ihren Bildern der Sehnsucht neue Nahrung.

Die berühmtesten Landschaften werden im Folgenden behandelt: die scheinbare Hirtenidylle Arkadiens, die Liebesinsel Kythera, die wildromantische Schlucht von Tempe in Thessalien. Als Erinnerungsort griechischer Kultur hätte das grandiose Ambiente von Delphi, geprägt vom Orakel Apollons, neben sich auch Olympia Platz bieten können oder der Akademie Platons. An deren Stelle wird dem Leser mit dem Grabmal Heinrich Schliemanns in Athen ein anderer Erinnerungsort sehr eigener Art präsentiert.

Münster, im Januar 2009

Horst-Dieter Blume und Cay Lienau

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

Die griechischen Landschaften der Geographen, Maler, Dichter und Träumer

Cay Lienau, Münster

Landschaft – ein vielschichtiger Begriff

Der Begriff Landschaft ist vielschichtig, schillernd und wie alle Begriffe ein Konstrukt, das Merkmale, die als zusammengehörig erkannt und zusammengehörig gedacht werden, mit einem Wort belegt. Der Begriff hat im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel erfahren. Landschaft bezeichnete zunächst einen Landesteil, eine Gegend oder auch deren Bewohner, wurde in der frühen Neuzeit dann zum Fachausdruck der bildenden Künste und bezeichnete den gemalten Naturausschnitt. Damit war begrifflich jener Schritt vollzogen, den wir heute mit dem Wort Landschaft verbinden: einem Raumausschnitt mit zentraler Perspektive und Raumtiefe, in dem alle Elemente aufeinander bezogen, in „einen einheitlichen Wahrnehmungszusammenhang eingeordnet“ sind, also nicht mehr unverbunden nebeneinander stehend einen Bildhintergrund bilden. Perspektive bedeutet einerseits Distanz zum Gegenstand (erst die Distanz zur Natur macht eine Unterscheidung zwischen Natur und Landschaft möglich), andererseits Subjektivität.¹ Es ist ein subjektiv begrenzbares Beobachtungsfeld (Hard, S. 170, in 2002). In der Landschaftsmalerei

¹ Ich beziehe mich hier auf Elliger 1975 (Einleitung, S. 1 ff.). Diesem eher von der Kunst her bestimmten Landschaftsbegriff steht ein vielfältiger Wortgebrauch in der Geographie gegenüber: als bildhafte Wahrnehmungsgesamtheit, Naturumwelt des Menschen, als Kulturlandschaft und als allumfassendes Ökosystem. Als Gesamtcharakter (Totalcharakter) eines Raumes definiert (Lex. d. Geographie, s.v. Landschaft), wurde Landschaft zu einem zentralen und in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Brauchbarkeit umstrittenen Begriff; vgl. dazu v.a. die Beiträge des Osnabrücker Geographen Gerhard Hard in dem Sammelband Landschaft und Raum von 2002, in dem seine anregenden Beiträge zu dem Thema aus mehreren Jahrzehnten zusammengefasst sind. Im Januar 2009 befasste sich eine interdisziplinäre Tagung in Berlin mit dem Thema Landschaft (s. im Internet unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2489>)

ist Landschaft Naturdarstellung, die zur Verdeutlichung eines Handlungsortes, als Schauplatz, als Hintergrund zum Ausdruck einer Stimmung, eines Geschehens dienen oder per se Objekt sein kann.

Die mit einer konkret bezeichneten Landschaft z. B. in Griechenland mitgedachten und mitgestalteten Elemente variieren von Person zu Person. Zugleich verbinden sich mit der jeweils dargestellten Landschaft Vorstellungen von Wärme oder Kälte, einem spezifischen Licht, von Gerüchen, Geräuschen und menschlichem Leben, die sich bildnerisch ebenso wenig darstellen wie mit Worten vollkommen und eindeutig erfassen lassen, so dass weitergehende Vorstellungen beim Betrachter, Hörer oder Leser produziert werden. Es sind dies die affektiven Werte, die der Geograph Herbert Lehmann (1950, S. 182 ff.), Bruder des schleswig-holsteinischen Dichters Wilhelm Lehmann, als „*werthaltige Totalität*“ bezeichnet, Josef Ponten als „*an die Erdrinde gebundenes seelisches Ereignis*“ (zit. nach Elliger S. 6).

Im Altgriechischen fehlt ein entsprechender Begriff (dazu Elliger 1975, S. 1 ff.). Weder $\tau\omicron\pi\omicron\phi$ noch $\chi\omega\rho\alpha$ entsprechen unserem Landschaftsbegriff. Statt einen, durch ein Wort dargestellten Begriff zu gebrauchen, spricht Platon im *Kritias* von $\chi\omega\rho\alpha\ \kappa\alpha\ \delta\upsilon\delta\rho\alpha$, also einer Mehrzahl von Phänomenen. Landschaft ist jedoch mehr als die Summe seiner Teile. Wenn ein Begriff für Landschaft im Griechischen fehlt, dann offenkundig deshalb, weil die perspektivische Zusammenschau eines Raumes noch nicht vollzogen wurde.

Im Neugriechischen wird für Landschaft das Wort $\tau\omicron\pi\alpha$ gebraucht. Diese Verkleinerungsform von $\tau\omicron\pi\omicron\phi$ besitzt den gleichen Bedeutungsumfang wie das deutsche Wort Landschaft, das französische *paysage* oder das italienische *paesaggio*. Es wird auch in der Malerei in gleichem Sinne verwendet.

Griechische Landschaften der Geographen

Unter den vielen Geographen, die sich mit Griechenland beschäftigt haben, sind mehrere, die den Begriff Landschaft bzw. landschaftlich im Titel oder an zentraler Stelle ihrer Arbeiten benutzen, so Nikolaus Creutzburg 1928, Alfred Philippson 1950-59, Herbert Lehmann 1953 oder Heinrich Müller-Miny 1957. Immer geht es in den Arbeiten um

die ganzheitliche Erfassung von Räumen unter geographischem Blickwinkel. Bedingt schon dies Subjektivität, so noch mehr die Heraushebung von Aspekten, die den Autoren als besonders charakteristisch für den behandelten Raum erscheinen. Beispielhaft mag dafür der Aufsatz *Die mykenische Landschaft* (1953) von Herbert Lehmann stehen.

Seine einleitenden Sätze skizzieren seine Intention und seinen Landschaftsbegriff: „*Landschaft als Schauplatz der Geschichte ist unvergänglich. Sie teilt mit den Bauwerken vergangener Epochen, mit den Städten und Tempeln die Eigenschaft, Zeuge zu sein. Uns ist die Stätte heilig, an der ein großer Geist gelebt, an der sich ein weltverwandelndes geschichtliches Ereignis abgespielt hat. Landschaft, die etwas von dieser fortlebenden Vergangenheit hat, wird zur geistigen Landschaft*“ (S. 1). Die Landschaften bewahren Geist und Spuren der Geschichte. Jede große Epoche der griechischen Geschichte ist nach Lehmann jeweils an eine Landschaft geknüpft, die ihre Erinnerung in besonderem Maße festhält. Er versucht in der „mykenischen Landschaft“, die physischen Eigenheiten der Argolis herauszuarbeiten, um damit die mykenische Geschichte und Kultur verständlicher und ihre aus dieser Geschichte resultierende Prägung deutlich zu machen.

Wenn der Architekt, Kunsthistoriker und Schriftsteller Servatius Josef Ponten (1883 – 1940), von Credner (1943, S. 139) auch als Geograph gewürdigt, seinem 1914 erschienenen Buch *Griechische Landschaften* den Ausspruch Lord Byrons voranstellt „*Für mich sind hohe Berge ein Gefühl*“ und ihm den Untertitel „*ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens*“ gibt, macht er deutlich, dass für ihn der Begriff Landschaft für den Gesamteindruck erdräumlicher Phänomene steht. Damit kommt er dem Landschaftsbegriff der Malerei und Dichtung sehr nahe.

Das umfassende unter Mitwirkung von Herbert Lehmann und Ernst Kirsten herausgegebene Werk *Die griechischen Landschaften* von Alfred Philippson in 4 Bänden, die ihrerseits in Teilbände aufgeteilt sind, enthält eine detaillierte landeskundliche Beschreibung Festlandgriechenlands (mit einigen küstennah gelegenen Inseln), in der den damaligen geographisch-landeskundlichen Interessen entsprechend Geologie und Geomorphologie im Vordergrund stehen, ohne dass die kulturlandschaftlichen Aspekte ganz in den Hintergrund

rückten. Sie werden durch Beiträge zur historischen Landeskunde von Ernst Kirsten ergänzt. Die „Griechischen Landschaften“ sind als geographische Landeskunde oder Länderkunde zu verstehen, die allerdings nicht einem spezifischen Aspekt folgt, nach dem der länder- bzw. landeskundliche Stoff geordnet wird, wie es z.B. der Autor dieses Beitrages in seiner Länderkunde *Griechenland – Geographie eines Staates der europäischen Südperipherie* (1989) tut, in der die Frage nach dem Entwicklungsstand zum Leitfaden des dargestellten Stoffes gemacht wird, oder Johann-Bernhard Haversath in seiner Länderkunde von Griechenland, in der dem Autor als für Griechenland kennzeichnende geographische Stoffe unter didaktischen Gesichtspunkten die Auswahl des Dargestellten bestimmen.

Griechische Landschaften der Künstler und Poeten

Die für Europa und die Geistesgeschichte so wichtige griechische Antike ist sicher ein Hauptgrund, weshalb Griechenland, griechische Landschaften und Örtlichkeiten Maler, Dichter, Gelehrte und viele andere Reisende magisch anzogen. Landschaften und Örtlichkeiten Griechenlands, die sich mit den antiken Mythen, der antiken Geschichte und Kunst verbinden, gingen in das kollektive Gedächtnis der Gebildeten ein wie Mykene, Athen und Sparta, Delphi und Olympia, Marathon und Thermopylen, Lesbos, Olymp oder Parnass, um einige Beispiele zu nennen. Die Orte sind angefüllt mit symbolischer Bedeutung, die sich z.T. in abgeleiteten Adjektiven ausdrücken für Eigenschaften, die mit den Orten verknüpft wurden, wie spartanisch, olympisch oder lesbisch. Die Ortsnamen stehen dann synonym für Ereignisse oder Eigenschaften, wie das auch z.B. bei Babylon für Sprachgewirr, Sodom und Gomorrha für Sündhaftigkeit oder Waterloo für Niederlage („er erlebte sein Waterloo“) der Fall ist.

Hatten die Maler, Dichter und Gelehrten ihre Vorstellungen von Griechenland bis in das ausgehende 18. Jahrhundert v.a. aus der Literatur geschöpft, die entweder selbst zur Antike gehörte oder sich aus dieser speiste, so geschah mit den griechischen Freiheitskriegen und deren Vorläufern eine Wiederentdeckung Griechenlands (s. Fani-Maria Tsigakou 1982). Jetzt fing man an, wenn auch unter großen

Mühen und Gefahren, Griechenland selbst zu bereisen, um das Land, insbesondere die Zeugnisse der Antike, aber auch die Nachfahren der alten Griechen leibhaftig zu sehen und kennenzulernen. Waren die Bilder griechischer Landschaften aus der Zeit vorher allein der von der Literatur beflügelten Phantasie der Maler entsprungen – denn keiner von ihnen war je in Griechenland gewesen –, entstanden nun mit den Bildern von Carl Rottmann, Ludwig Lange, Karl von Heideck und vielen anderen Malern, die z.T. im Auftrag Griechenland bereisten, Bilder, denen eigene Anschauung zugrunde lag.²

Die „idealen Landschaften“ (so von dem französischen Maler Claude Lorrain) oder „heroischen Landschaften“, in denen verschiedene landschaftliche, einer Phantasievorstellung von dem Land entsprungene Erscheinungen zusammenkomponiert wurden, werden nun abgelöst durch realistische, wenn auch noch romantisierende, Darstellungen, in denen heroische oder idealische Elemente durchaus Platz finden. Ein schönes Beispiel dafür ist das Bild „Byrons Traum“ (basierend auf Byron, *Der Traum*, 1816) von Charles Lock Eastlake aus dem Jahre 1829.³ In einer Landschaft, die zusammenkomponiert ist aus Tempelruinen (der dorische Tempel im rechten Bildteil ist der Tempel von Kap Sunion), mediterraner Vegetation, Gebirge und Meer mit orientalischen Elementen, die durch die Tracht einer Personengruppe und Kamele betont wird (letztere auch Symbol für Kargheit der Landschaft), ruht Byron in westlicher Kleidung angelehnt an die Trommeln mächtiger gestürzter Säulen. Das Bild ist eines von vielen, die Eastlake (1793 – 1865) von Griechenland malte. Er hatte 1819 von einem Förderer den Auftrag bekommen, Griechenland zu bereisen und von dem Land Skizzen anzufertigen.

Das Heroische, das man in der griechischen Landschaft suchte, wird v.a. durch eine karge Landschaft und durch Ruinen eingefangen. Auch Lehmann (S. 4) sucht und sieht das Heroische in der mykenischen Landschaft: *„Wenn der große Rahmen der Landschaft von klassischer Schönheit ist, so fehlt es dennoch im einzelnen nicht an Motiven, die*

² Viele Beispiele finden sich bei Fani- Maria Tsigakou 1982.

³ Das Bild, das auf der Ausstellung „Orte der Sehnsucht – mit Künstlern auf Reisen“ in Münster 2008/09 gezeigt wurde, ist im Besitz der Tate Gallery in London. Eine Abb. findet sich in Fani-Maria Tsigakou nach S. 32.

man ‚heroisch‘ im Sinne der idealen Landschaftsmalerei eines Poussin und Claude Lorrain oder auch eines Koch und Rottmann nennen könnte. Sie kommen zustande, wo sich auf kleinerem Raum Horizontale und Vertikale miteinander verschneiden.“

Viele Landschaftsbilder werden auch zu Spiegelungen von persönlichen oder gesellschaftlich-politischen Situationen, so z.B. bei Karl Rottmann auf dem Bild „Akropolis“ mit Gewitterwolken im Hintergrund als Andeutung der Gefahren, denen der junge Staat ausgesetzt ist (Abb. 1).

Arkadien, Kythera, Tempe

Es gibt wohl kaum bessere Beispiele für die Idealisierung von realen Landschaften in Dichtung und Malerei als die griechischen Landschaften Arkadien, Kythera und Tempe.

Von Natur aus eher karg und unwirtlich, wurden sie durch Dichtung und Malerei zu Sehnsuchtsorten eines unbeschwerten natürlichen Lebens, der Liebe, der Harmonie und landschaftlichen Schönheit.

Arkadien

Schon der Name „Bärenland“ besagt, sofern die Herleitung Arkadiens von αρκτοφ (= Bär) richtig ist, dass Arkadien eine eher raue Landschaft ist⁴. Das Klima ist seinem Charakter nach zwar mediterran mit trockenen Sommern und feuchten Wintern, aber die Temperaturgegensätze zwischen Sommer und Winter sind ebenso wie zwischen Tag und Nacht größer als in den am Meer liegenden Landschaften um Arkadien herum. Die Niederschläge fallen in den höheren Lagen als Schnee, die Berge sind bis weit in das Frühjahr schneebedeckt. Das Jahresmittel der Temperatur von Tripolis, dem Hauptort der heutigen Präfektur (Nomos) Arkadien, liegt mit 13,7° C um 5° C unter dem der Insel Zakynthos. Im Herzen der Peloponnes gelegen und ohne Meerzugang, ist die Landschaft Arkadiens aus mesozoischem und tertiärem Kalkgestein aufgebautes, während der

4 Wahrscheinlicher ist die Herleitung vom mythischen Arkas. Aber auch im Zusammenhang mit diesem wird die Rauheit Arkadiens bei Pausanias (S. 382) erwähnt: *„Die Gebeine des Arkas holten sie aus dem Mainalon, nachdem ihnen ein Orakel aus Delphi zugekommen war: ‚Mainalisches Land mit rauen Wintern ist es, wo begraben liegt Arkas, nach dem alle sich nennen...“*

Eiszeiten vergletschertes Gebirgsland. In das arkadische Gebirgsland sind zahlreiche kleinere und größere, oberirdisch abflusslose Becken eingelagert. Größtes Becken ist das in ca. 700 m Höhe liegende Becken von Tripolis. Die Hochgebirge von Ziria (2375 m), Chelmos (2355 m) und Olonos (2224 m) begrenzen Arkadien im N gegen den Golf von Korinth. In seinem Zentrum liegt das von dunklen Tannenwäldern (*Abies cephalonica*) bedeckte, bis 1875 m hohe Mainalon-Gebirge. Entwässert wird das Gebirgsland einschließlich des noch zu Arkadien gehörenden Beckens von Megalopolis v.a. durch den Alpheios und seine Nebenflüsse. Landwirtschaft war und ist der bestimmende Erwerbszweig seiner Bewohner, wobei der Schaf- und Ziegenhaltung besondere Bedeutung zukommt. Diese wurde früher überwiegend, heute immer noch in größerem Umfang als Fernweidewirtschaft betrieben, d.h. die Herden und ihre Hirten pendeln zwischen hoch gelegenen Sommerweiden und tiefer gelegenen Winterweiden in und außerhalb Arkadiens. Dominieren in Höhen über 700 m Tannenwälder, sind es in tieferen Lagen – sofern sie sich erhalten konnten – Eichenwälder.

In der Antike besaß Arkadien mehrere Poleis (u.a. Mantinea, Tegea, Orchomenos); keine erlangte jedoch für längere Zeit größere Bedeutung. Auf Grund der schweren Zugänglichkeit konnten sich in Arkadien lange urtümliche Zustände im Brauchtum besonders auf religiösem Gebiet erhalten (Kleiner Pauly 1, 1964, s.v. Arkadien). Die Arkadier galten in der Antike als rohe „*altväterische Menschen, zwar tüchtig in Kampfspielen und starke Vielesser, aber zurückgeblieben in der höheren Kultur*“ (Philippson, Griechische Landschaften 1950, 3,1, S. 197). Den kargen Bedingungen zum Trotz war Arkadien seit dem Ende der Antike, die sich mit Kulturlandschaftsverfall der Küstengebiete verband, spätestens aber seit der Eroberung der Peloponnes durch die Osmanen, relativ dicht besiedelt. Die Gründe dafür sind in seiner Funktion als Rückzugsraum für die Bevölkerung der Küstengebiete zu suchen, die durch räuberische Überfälle von See her, durch Malaria und andere Krankheiten und durch Ausbeutung türkischer Grundherren geplagt waren. Erst seit jüngster Zeit findet eine massive Bevölkerungsabwanderung statt. Hatte Arkadien 1940 noch 170.306 Einwohner, so waren es 1991 nur noch 105.309.

So gar nicht in das Bild der idyllischen Hirtenlandschaft, als das Arkadien in die Literatur einging bzw. von dieser so geschaffen

wurde, passt es, dass der verseuchte Stymphalische See (dessen Säuberung von den menschenfressenden Raubvögeln, die im Sumpf von Stymphalos lebten, zu den Heldentaten des Herakles zählte) ebenso zu Arkadien gehört, wie die Styx, jener mythische Fluss der Unterwelt, bei dem die Götter der Antike ihre Eide schworen. Philipppsons Beschreibung (1959 3,1, S. 219) lässt die düstere Wildheit diese Landschaft anklingen: *“Ungefähr dort, wo der Kessel sich zur Schlucht verengt, stürzt sich über diese, die Westseite des Tales bildende Wand, deren Rand bei etwa 2000 m Höhe liegt, das „Styx-Wasser“ d. A. herab als Staubbach, in über 200 m hohem ungebrochenem Fall sich in Tropfen auflösend, die als feiner Regen unten anlangen. Das ist „das herabrinne Wasser der Styx bei Homer, Ilias XV 37; Styx ist im Griechischen weiblich, also die Styx. Das Wasser hat die Felswand mit einer schwarzen Inkrustation überzogen, die sich von der grauen Verwitterungsfarbe des Kalkes abzeichnet, daher der volkstümliche Name Mavroneri („Schwarzwasser“). Am Fuß des Falles, etwa 140 m über der Talsohle (die sich in 1657 m befindet) öffnet sich eine dunkle Höhle in der Felswand, und vor ihr senkt sich ein steiler, mit vereinzelt krüppeligen Büschen bewachsener Schuttkegel hinab zur Talsohle, der sich aus dem vom Wasser herabstürzenden Steinen gebildet hat; denn zur Zeit der Schneeschmelze ist der Wasserfall viel stärker und wirft Schutt hinab. Vor der Höhle sammelt sich das herabtropfende kristallklare Wasser in einigen kleinen Becken und sickert dann in den Schutt ein, um erst unten als Bächlein wieder hervorzutreten. So konnte man die Vorstellung gewinnen, dass das vor der Höhle verschwindende Wasser in die Höhle selbst einfließe und unterirdisch seinen Lauf fortsetze. Die Verhältnisse entsprechen durchaus der Schilderung des Pausanias. Bekanntlich verlegten die Alten hierher den Eingang zur Unterwelt, in welche die Styx hineinstürzt, um diese dann in neunfacher Windung zu umgeben“.*

Arkadien verdankt seine Existenz als poetisches Traumland dem römischen Dichter Vergil und seinen 42 v. Chr. geschriebenen Hirtengedichten (Bucolica), die diese karge Hirtenlandschaft zum Inbegriff der Sehnsucht werden ließen. Vergils Hirten waren nach der Interpretation von Udo Leuschner⁵ Spiegelbild der geistig-

5 www.udo-leuschner.de/sehn-sucht/arkadien/s05schaefer.htm

moralischen Krise, die das Römische Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht befiel. Das viel zitierte „*Et in Arcadia ego*“ (lässt auf Grund des fehlenden Verbs mehrere Deutungen zu⁶: Die sprachlich näher liegende Übersetzung „Auch ich *bin* in Arkadien“ wurde im Laufe der Rezeptionsgeschichte immer mehr verdrängt durch die Version „Auch ich *war* in Arkadien“.

Pars pro toto für die erste Version sei hier auf das um 1630 entstandene Bild *Die Hirten von Arkadien* von Poussin (Abb. 2) eingegangen: Hirten sind auf einen Sarkophag gestoßen, auf dem vorne ein Totenschädel liegt (in der Abbildung schwer erkennbar). Die Hirten sind bestürzt: Auch in Arkadien gibt es den Tod, sind die Menschen sterblich. Das *Et in Arcadia ego* sagt hier der Tod.

Poussins Biograph A. Félibien (1685) legte die auf einem ähnlichen Bild Poussins gemalte Inschrift *Et in Arcadia ego* nicht dem Tod, sondern dem Toten in den Mund und ergänzte das Verb nicht in der Gegenwartsform, sondern in der Vergangenheitsform im Sinne von „Auch ich (der Tote) habe in Arkadien, dem Land des Glücks gelebt“ (vgl. G. v. Wilpert S. 53, s.v. Arkadien).

Dieser Interpretation folgen Schiller und Goethe; Schiller in der ersten Strophe seines Gesichtes „Resignation“: *Auch ich war in Arkadien geboren/auch mir hat die Natur/an meiner Wiege Freude zugeschworen/ auch ich war in Arkadien geboren/doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur*, Goethe mit seinem Motto *Auch ich in Arkadien* für die Erstausgabe der Italienischen Reise. Diesem liegt die Vorstellung eines Landes des Glücks zu Grunde, wobei das Motto (die „Italienische Reise“ wurde 1816/17 publiziert) vermutlich von Goethe sogar doppelbödig in dem Sinne ist, dass es sich vordergründig auf seine Zeit in Italien 1866 - 1868 bezieht (und von seinen Zeitgenossen und späteren Lesern auch darauf bezogen wurde), hintergründig aber auch auf die Zeit seines Glückes mit Anna Amalie in Weimar 1775 – 1786, die mit der Reise nach Italien ein Ende oder doch eine einschneidende Zäsur erfuhr (dazu E. Ghibellino 2007).

6 vgl. dazu auch E. Ribbat in diesem Heft und Wikipedia s.v. *Et in Arcadia ego*

Kythera

Wie Arkadien so erfuhrt auch die Insel Kythera eine poetische und malerische Verklärung, die so gar nicht mit der realen Landschaft übereinstimmt.⁷

Die ca. 280 qkm große Insel liegt nur wenige Kilometer vom Festland entfernt vor der südöstlichen Halbinsel der Peloponnes, der Paron-Halbinsel, am Ausgang des Lakonischen Golfes. Auf einem nur 200 bis 300 m tiefen Schelfrücken liegend, bildet Kythera mit Kreta und den Inseln Karpathos und Rhodos den Südägäischen Inselbogen, der die peloponnesischen Gebirge mit denen Kleinasiens verbindet.

Die v.a. aus Kalken und Schiefen aufgebaute Insel besteht aus einer bis 380 m hohen, nach S auf etwa 200 m abfallenden Hochfläche. Steile Küsten mit schlauchartigen, engen Buchten bieten weder Hafengunst noch ermöglichen sie die Bildung von für Tourismus attraktiven Stränden. Das Klima ist zwar voll mediterran, d.h. die Sommer sind warm und trocken, die Winter feucht und milde, dabei windreich. Mit etwas über 600 mm Niederschlag fällt hinreichend Niederschlag für Landwirtschaft, aber das vorherrschende Kalkgestein bedingt trotzdem ökologische Trockenheit, da das Wasser schnell versickert. So gibt es denn auch keinen Wald, sondern nur Macchie und Phrygana, jene Degradationsformen von Wald. Dieser kann sich nach einmal erfolgter Abholzung nur sehr schwer erholen, zumal wenn beweidet wird. Große Teile der Insel erscheinen denn auch dem Auge als öde. Aufgrund der Hafengunst liegen die Siedlungen fast alle im Inneren der Insel. Allein Kapsalon im Süden der Insel mit einer größeren und halbwegs geschützten Hafenbucht bot die Möglichkeit zur Entwicklung einer größeren Siedlung, die sich zum Hauptort der Insel entwickelte. Die schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen führten dazu, dass viele Bewohner abwanderten, v.a. nach Australien. In den Sommermonaten trifft man heute häufig Griechen, denen man ansieht, dass sie nur zu Besuch auf der Insel

⁷ Detaillierte geographische Beschreibungen der landschaftlichen Struktur der Insel verdanken wir einer Monographie von H. Leonhard von 1899 und der Behandlung von Philippson im Rahmen seiner „Griechischen Kulturlandschaften“ Bd. 3, T. 2, 1959, S. 509 – 517.

ihrer Herkunft bzw. der Herkunft ihrer Eltern oder Großeltern weilen. Die Einwohnerzahl nahm im letzten Jahrhundert kontinuierlich ab. Betrug sie im Jahre 1889 noch 10.920 Bewohner, so im Jahre 2001 nur noch 3.532.

Nach dem 4. Kreuzzug wurde die bis dahin zum Byzantinischen Reich gehörende Insel venezianisch und blieb dies mit Unterbrechungen bis 1797. Sie hieß nun Cerigo. Zahlreiche Ruinen zeugen noch von dieser Epoche. Wenn man die Insel auch das Sibirien der Venezianer zu nennen pflegte (Philippon, *Die griechischen Landschaften*, 3,2, 1959, S. 517) spricht dieses nicht gerade für besondere Lieblichkeit und ein angenehmes Leben auf der Insel. 1864 kam die Insel zusammen mit den Ionischen Inseln zu Griechenland. Verwaltungsmäßig gehört sie heute zum Nomos Piräus.

Besäß sie in der Antike wirtschaftliche Bedeutung durch ihre von den Phoenikiern betriebenen, von der Purpurschnecke abhängigen Färbereien, so beschränkte sich ihre spätere Bedeutung trotz ihrer Hafenumgebung v.a. darauf, Stützpunkt fremder Mächte zu sein.

Die Idealisierung zur Insel der Liebe verdankt Kythera dem Umstand, dass hier ein hochberühmter Aphroditekult im Altertum bestand. Der orientalische Kult kam nach Hunger (Lexikon 1974) über das Meer nach Hellas. Die auf dem Wege liegenden Inseln Zypern und Kythera (die später oft verwechselt wurden) entwickelten sich zu den bedeutendsten Kultstätten der Aphrodite, die auch die Beinamen Kypris und Kythereia trug. Nach dem Mythos wurde sie – in Ableitung des Namens vom griech. 'φρ@φ = Schaum) vor einer der Inseln aus dem Schaum des Meeres geboren und von einer Muschel an Land gebracht (s. das berühmte Bild von Botticelli „Geburt der Venus“). Als mythischer Geburtsort von Aphrodite/Venus wurde die Insel in Kunst und Literatur des 18. Jahrhunderts zum Topos der Liebesinsel. Paul Tallements Roman *Voyage à l' Isle d' Amour* von 1663 und F. Couperins *Le Carillon de Cithère* sind Beispiele, und nicht nur Watteau nahm sich als Maler des Themas an (Roland Michel 1984, S. 216).

Wieder pars pro toto sei hier auf das 1817 entstandene Bild *Einschiffung nach Kythera* (Abb. 3) des französischen Malers Jean-Antoine Watteau eingegangen, dessen Original sich im Schloss

Charlottenburg befindet.⁸ Das Bild zeigt zahlreiche Menschen, die sich am Ufer einer Meeresbucht, an der ein Schiff liegt, versammeln, um sich offenkundig einzuschiffen. Amoretten umspielen drei Paare, die sich am Fuße einer am Rande eines Hügels befindlichen Venusstatue gelagert haben. Die kleinen Flügelwesen umspielen auch die Füße der Venus, Mast und Rahen des Schiffes. Sie schweben über den am Schiff versammelten Menschen und symbolisieren die von Liebe erfüllte Atmosphäre. Eine Frau in gelbem Kleid auf dem Hügel im Mittelpunkt des Bildes blickt sehnsuchtsvoll zurück, während ihr rot gewandeter Begleiter, der einen Arm um ihre Taille gelegt hat, zum Ufer drängt. Im bläulichen Dunst des Hintergrundes erkennt man Land (Festland oder Insel?). Unklare Titelgebung durch Watteau und v.a. der Bildinhalt führten dazu, dass man neuerdings dazu neigt, im Bild nicht den Aufbruch zur Insel Kythera, sondern das Verlassen der Insel (also die Ausschiffung von Kythera bzw. die Einschiffung von Kythera zum Festland) zu sehen.

Der Bildinhalt spricht tatsächlich eher für letzteres: dargestellt ist dann ein der Venus geweihter Hain auf der Insel. Die gelbgewandete Frau auf dem Hügel in der Mitte wendet sich sehnsuchtsvoll zurück zum Reich der Liebe, in dem die Amoretten durch die Lüfte flattern.⁹ Watteau soll die Anregung zu dem Bild aus der Singspielkomödie „*Les trois cousines*“ von Florent Carton Dancourt bezogen haben, die 1700 in Paris uraufgeführt wurde.¹⁰

Das für Künstler wie Gaugin zur (zeitweiligen) Trauminsel gewordene Tahiti in der Südsee war von dem Weltumsegler Louis Antoine de Bougainville (der auch der Namengeber für die so prächtig rot und violett blühenden Kletterpflanzen war) 1768 in „*Neues Kythera*“ getauft und hatte so zum Südseetraum der Maler beigetragen. Eine Ausstellung in Essen und Berlin nahm mit dem Titel „*Das neue*

⁸ Ähnliche Versionen des Themas von Watteau befinden sich im Louvre in Paris und im Städel in Frankfurt (vgl. dazu Wikipedia s.v. Einschiffung nach Kythera)

⁹ Vgl. Michael Levey, The real theme of Watteau's embarkation for Cythera; in Burlington Magazine 103, 1961 und Marianne Roland Michel, Watteau 1684 – 1721, München 1984, S. 214

¹⁰ S. Wikipedia s.v. Einschiffung nach Kythera. Die Verse in diesem Singspiel, auf die sich das Bild beziehen soll, lauten in der etwas holprigen deutschen Übersetzung „*Kommt zu der Insel Kythere/ Der Pilgerfahrt schließt euch an./ Ein Mädchen kommt zurück schwere/ Sei's ohne Freund oder Mann./ Man macht dort die größte Affäre/ Aus zärtlichstem Amusement.*“

Kythera. Ein Abenteurer auf Motivsuche: Paul Gauguin und das verlorene Paradies“ darauf Bezug (Wikipedia s. v. Das neue Kythera). Auch in dem Film des griechischen Filmregisseurs Angelopoulos „*Die Reise nach Kythera*“ aus dem Jahre 1984 steht die Insel für einen magischen Ort der Liebe und Glückseligkeit.

Tempe

Anders als Arkadien und Kythera wurde das Tempetal v.a. zum Inbegriff landschaftlicher Schönheit (s. den Beitrag von Ismene Deter in diesem Band). Schon im bloßen Namen „Tempe“ (griech. τῆμπε) schwang die verklärende Vorstellung eines locus amoenus mit. Er steht dann für Arkadien, Elysium (= Insel der Seligen), Garten Eden oder das biblische Paradies. Tempe war nach Deter im 18. Jahrhundert als Topos in der Poesie, der Kunst und Musik in ganz Europa präsent, so auch Goethe, wie ein Brief von 1769 an Friederike Oeser zeigt, in dem es heißt: *“Unter Deutschlands Eichen wurden keine Nymphen geboren wie unter den Myrten im Tempe“* (Trevelyan 1949, S. 326). Sind Arkadien und Kythera noch heute als Topoi lebendig oder wenigstens bekannt, so gilt das nicht mehr für Tempe.

Auch Tempe bezog wie Arkadien und Kythera die Grundlage für die Poetisierung in Literatur und Kunst aus der antiken Mythologie: In einem Heiligtum am östlichen Ausgang des Tales soll sich Apoll von seiner Tötung der in Delphi herrschenden Pythia reingewaschen haben. Bei seinem Aufenthalt im Tempetal verliebte er sich in Daphne, die Tochter des Flussgottes Peneios. Die vor Apoll fliehende Daphne wurde in einen Lorbeerbaum verwandelt, der Apoll seitdem heilig ist. Einen von dem Baum abgebrochenen Zweig pflanzte er in Delphi ein. Zur Erinnerung an dieses Ereignis führte man in der Antike alle acht Jahre eine Prozession von Delphi ins Tempetal durch. Insbesondere die Verwandlung Daphnes wirkte in der Kunst und Literatur nach, so in Ovids Metamorphosen, die zur wichtigsten Quelle wurden.

Als Tempe oder Tempetal wird das Durchbruchstal bezeichnet, das das Olympmassiv von dem Massiv der Ossa trennt. Das Wort Tempe leitet sich von griechisch τῆμνω (= schneiden) ab. Der Peneios, der das thessalische Becken in Mittelgriechenland entwässert,

durchschneidet hier in einem ca. 8 km langen Engtal die aus grobkristallinen und dickbankigen Kalken (Philippson 1,1, 1950, S. 112) aufgebaute Gebirgsmauer, die das Thessalische Becken vom Meer trennt. Die Entstehung dieses Tales ist umstritten. Vermutlich handelt es sich um Antezedenz, d.h. der Flusslauf war früher da als das Gebirge. Er schnitt sich dann mit dessen Hebung langsam ein. Das Tempetal bietet den einzigen Zugang von Nord- nach Mittelgriechenland bzw. umgekehrt, sofern man nicht das Gebirge übersteigen will. Es ist daher historisch immer von besonderer Bedeutung gewesen. Nach Herodot riss ein Erdbeben Ossa und Olymp auseinander und schuf die Schlucht, durch die der große See, der das heutige thessalische Becken füllte, abfließen konnte.

Die Schilderung von Philippson (ebda., S. 113) lässt noch etwas von dem landschaftlichen Reiz erkennen, den das Tempetal vor etwa 100 Jahren hatte: „*Auf der Südseite des Tales reichen die hellen schroffen Wände der Kalkmasse bis 600 m hinauf, werden von wilden Schluchten zerrissen und vielfach in Felspfeiler aufgelöst durch die Regenwässer, die von dem dahinter aufragenden Schiefergebirge herabkommen. Daher an dem rechten Ufer meist ein schmaler Streifen einer Schuttvorlage zwischen Fels und Fluß verläuft, den seit alters die Straße benutzt. Auf der Nordseite dagegen tritt der Fels meist unmittelbar an das Wasser heran. Hier ist die Talflanke eine ununterbrochene Felsmauer aus demselben Kalke, jedoch nur in den höchsten Teilen bis 600 m hoch, nach O niedriger.....Die Bahn auf der linken, der schmale, nicht über Tságezi hinausführende Fahrweg auf der rechten Seite des Flusses sind häufig in den Fels gesprengt. Nur hier und da schiebt sich auf der rechten Seite ein kleiner Streifen mit Äckern und Maulbeerbäumen angebauten Schwemmland ein. Herrliche Platanen und Weiden neigen ihre Äste über den Strom. Je mehr man sich dem Meere nähert, desto üppiger wird auch die Buschvegetation an den Talwänden, desto entschiedener nimmt sie mediterrane Art an durch reichlicheres Auftreten und kräftigeres Wachstum der immergrünen Macchiensträucher. Der malerische Reiz dieses Engtales beruht neben den großartigen Felsformen auf dem köstlichen Pflanzenwuchs, der umso mehr erfreut, wenn man aus dem baumarmen Inneren Thessaliens kommt.*“

Der landschaftliche Reiz des Tales wird heute sehr gemindert durch die hier hindurchführende, auf zwei Spuren verengte Nord-Süd-Autobahn, auf der ein pausenloser Verkehr das Tal mit Lärm und Abgasen erfüllt. Von einem Parkplatz etwa in der Mitte des Tales ergießen sich Menschenmassen zu einer Ausflugstätte auf der linken Talseite. Hier lockt die Besucher eine kühle und klare Karstquelle, über der ein Kirchlein in den Fels gebaut ist, noch mehr aber ein ausgedehnter Restaurationsbetrieb unter Schatten spendenden Bäumen. Der Weg vom Parkplatz bis zur Fußgängerbrücke, die über den Fluss zum linken Ufer führt, ist dicht gesäumt von Verkaufsständen mit Andenken, Obst etc.

Utopia, Utopien, Sehnsuchtsorte

Arkadien, Kythera und Tempe sind poetische Phantasien, die einen konkreten räumlichen Bezug verloren bzw. nie richtig besessen hatten, Landschaften, in die man nicht reisen konnte, auch wenn sie mit konkreten landschaftlichen Namen belegt waren. Sie entsprechen dem Bedürfnis der Menschen, sich ästhetisch schöne Räume zu schaffen, die frei sind von den Beschwernissen menschlichen Lebens. Die Bedürfnisse sind wohl so alt wie die Menschheit selbst, Elysium und Paradies ein Ausdruck davon, Gefilde allerdings, die keine konkreten Landschaften bezeichnen, Landschaften, die zu einer Utopie wurden.¹¹ Oscar Wilde schrieb 1891 dazu (zitiert nach B.E.28, 2006 s.v. Utopie): *„Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick, denn sie lässt die eine Küste aus, wo die Menschheit ewig landen wird. Und wenn die Menschheit da angelangt ist, hält sie Umschau nach einem besseren Land und richtet ihre Segel dahin. Der Fortschritt ist die Verwirklichung der Utopie“*. Schmidt von Lübeck(1766-1849)dichtete resigniert: *Ich wandle still und wenig froh,/ und immer fragt der Seufzer: wo?/ Es bringt die Luft den Hauch zurück:/ Da, wo du nicht bist, blüht das Glück.*

Thomas Morus' Phantasieinsel „Utopia“ ist Modellvoraussetzung für die Entwicklung seines idealen Gemeinwesens, so wie der „Isolierte

¹¹ Das aus griech. ου (□= nicht) □ □und τῆτοφ □(=□Ort□□) oder τοπ□ο □(= Landschaft) abzuleitende Wort Utopie ist eine spätlateinische Neubildung, die auf die Utopia von Thomas Morus zurückgeht. Das neugriechische ουτοπ□α wurde danach neu gebildet. Das Wort existiert nicht im Altgriechischen.

Staat“ für Johann Heinrich von Thünen Grundlage für sein Modell der Abhängigkeit der Kosten für landwirtschaftliche Produkte von der Entfernung zum Markt und Art der Produkte ist.

Auch in dem von Arno Schmidt (1988, S. 37 ff.) so hochgeschätzten Roman „*Insel Felsenburg*“ von Johann Gottfried Schnabel (1692 – ca. 1759) aus dem 18. Jahrhundert ist die kaum zugängliche Felseninsel im Südatlantik Voraussetzung für die Entwicklung seines idealen, letztlich aber doch auf Grund seiner spezifischen räumlichen Voraussetzungen scheiternden Gemeinwesens.¹²

Waren Arkadien, Kythera und Tempe auf griechische Örtlichkeiten bezogene poetische Phantasien, so wird ein – idealisiertes – Griechenland mit Winckelmann, Goethe und Hölderlin zu einem konkreten Sehnsuchtsort bzw. -land. Keiner von den Genannten hatte Griechenland zwar mit eigenen Augen gesehen, aber sie hatten (zumindest Winckelmann und Goethe) eine konkrete Anschauung von antiker Plastik, die sie in Italien kennenlernten, und sie hatten über Reisen nach Süditalien (Magna Graecia) eine Vorstellung von griechischer Landschaft und griechischer Kultur gewonnen. Der mit den griechischen Freiheitskriegen in Europa entstehende Philhellenismus – zu den Philhellenen gehörten auch Goethe und Hölderlin – verstärkte diese Sehnsucht und zugleich die Solidarität mit dem Schicksal der Griechen, für dessen Freiheit vom osmanischen Joch man sich einsetzte, und die man ehrte als Nachfahren der alten Griechen und Träger der Kultur der Antike (wobei die Enttäuschung vieler angesichts der realen Verhältnisse nicht ausblieb).

In dem 1797-1799 erschienenen Briefroman „*Hyperion*“ („*Hyperion oder der Eremit in Griechenland*“) von Hölderlin wird Griechenland als Gegenwelt zur realen Lebenswelt seiner Zeit („So kam ich unter die Deutschen...“) entworfen und herbeigesehnt, und wenn es in Goethes Iphigenie auf Tauris heißt „*das Land der Griechen mit der Seele suchend*“, dann darf man hinter Iphigenie getrost auch den Autor vermuten. Das 1871 gemalte Bild von Feuerbach „Iphigenie auf Tauris“ drückt diese unstillbare Sehnsucht aus.

12 Mittlerweile gibt es zwar Phantasie-Atlanten und Phantasie-Karten, in denen Gebirge, Gewässer, etc. in einer dem jeweiligen Autor ideal erscheinenden Weise zusammenkomponiert werden, ohne dass damit allerdings Utopien geschaffen würden.

In seinem 1965 publizierten Aufsatz *„Arkadien in Deutschland – Bemerkungen zu einem landschaftlichen Reiz“* (2002, S. 11 – 34) geht der Osnabrücker Geograph Gerhard Hard, der sich unter den deutschen Geographen am intensivsten mit dem Landschaftsbegriff auseinandergesetzt hat, auf den Reiz der in Mitteleuropa seltenen submediterranen Trocken- und Halbtrockenrasen (Felsheiden, Kalktriften) ein. Dieser sei herzuleiten aus dem von Winckelmann geprägten Verständnis der Antike und seiner Kunstwerke, die man nur farblos kannte und sich kaum bemalt vorstellen konnte. Wenn es bei Victor Hehn (1906, S. 214, zit. nach Hard 2002, S. 16) bei der Beschreibung mediterraner Landschaft heißt *„Vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr in der höchsten Freude durch einen Zug von Wehmut gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingeborenes Maß beherrscht“*, dann klingt hier bei der Landschaftsbeschreibung die Ästhetik Winckelmanns ebenso durch wie bei Herbert Lehmann (1953, S. 5), *„Gerade die Waldlosigkeit der argolischen Berge bedingt den hohen ästhetischen Reiz, der in der plastischen Körperlichkeit liegt. Wir empfinden griechische Statuen niemals als nackt, sofern dieses Wort den Unterton des Entkleidetseins hat, sondern in beglückender Weise selbstverständlich, als vollendeten Ausdruck organischer Form. Auch die Berge der mykenischen Landschaft wirken nicht so, als seien sie eines ihnen zukommenden Waldschmuckes entkleidet – obgleich ein solcher Prozeß, auf den schon Platon im Kritias anspielt, sich historisch nachweisen läßt – sondern sie bieten sich so selbstverständlich unter dem durchsichtigen Schleier des zarten Frühlingsflors oder der silbergrauen Felsheide dar, dass man geradezu mit künstlerischem Genuß allen Schwellungen und Kanten, jeder Rundung und jedem Grübchen mit dem abtastenden Auge nachgehen kann. Es liegt eine alle Geheimnisse preisgebende und doch kühle, marmorne Sinnlichkeit über diesen Bergleibern, deren herbe Bestimmtheit vor dem romantischen Rausch und dem Träumen bewahrt. Sie verkörpern weit mehr das plastische als das malerische Element, und so mögen sie jahrhundertlang auch auf das werdende Griechenvolk selber bildend eingewirkt haben.“*

Aus diesem Geiste heraus soll der Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, Sohn von Karl August, dem Herzog Goethes, der noch ganz in diesem Geist erzogen war, als man die entwaldeten

Hänge der Berge um Jena wiederaufforsten wollte, gesagt haben (Schultze 1955, S. 50, zitiert nach Hard 2002, S. 15) „*Da können Sie auch der Venus von Milo Kleider anziehen.*“

Die kollektiven Sehnsüchte als Ausdruck spezifischer gesellschaftlicher und politischer Strukturen und Situationen wechselten mit der Zeit und von Land zu Land: Italien, Griechenland, Frankreich, der Orient und Amerika lösten sich als Sehnsuchtsorte der Künstler, Träumer und Gelehrten ab. Die große Ausstellung „*Orte der Sehnsucht – mit Künstlern auf Reisen*“ im Westfälischen Landesmuseum in Münster 2008/09 zeigte dies für die Maler. Wenn Griechenland dabei eine besondere Rolle spielte, dann auf Grund seiner historischen Bedeutung.¹³

Die individuellen Sehnsüchte sind bestimmt durch gesellschaftliche Trends, durch die persönliche Kultur, die Bildung, aber auch die wirtschaftliche und politische Situation, die jemanden veranlassen können zu reisen oder gar auszuwandern, Orte seiner Sehnsucht aufzusuchen, Ruhe und sich selbst zu finden, die Neugier zu befriedigen, sein Wissen zu bereichern oder auch zu überleben. Das Wort Sehnsucht besagt, dass es sich um eine Sucht handelt, die naturgemäß nicht oder nicht dauerhaft befriedigt werden kann. Mit dem Reisen an bzw. zu den Sehnsuchtsorten verbinden sich immer Illusionen. So sei hier zum Schluss Gottfried Benn zitiert:

*Meinen Sie Zürich zum Beispiel/ sei eine tiefere Stadt,/ wo man
Wunder und Weihen/ immer als Inhalt hat?/*

*Meinen Sie aus Habana,/ weiß und hibiskusrot,/ bräuche ein ewiges
Manna/ für Ihre Wüstennot?/*

*Bahnhofstraßen und Rueen,/ Boulevards, Lidos, Laan-/ selbst auf der
Fifth Avenuen/ fällt Sie die Leere an -./*

¹³ Auf die Sehnsuchtsorte der in wirtschaftlicher Not befindlichen und politischer Verfolgung ausgesetzten Menschen kann hier nicht eingegangen werden. Es wäre eine eigene Arbeit. Wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Not lässt für viele dieser Menschen Länder, in denen man sich ein menschenwürdiges Auskommen verspricht, zu Sehnsuchtsorten werden, so etwa Italien für viele Albaner nach dem Zusammenbruch von Diktatur und Kommunismus in Albanien 1990, das zu ihrem „l'America“ wurde.

*Ach vergeblich das Fahren!// Spät erste erfahren Sie sich:// bleiben und
stille bewahren/ das sich umgrenzende Ich.*

Literatur

Bank of Greece (Hg.): Greek Landscapes after the War of Independence, Text by Marinos Kalligas, Athen 1978.

Brandt, Reinhard: Arkadien in Kunst, Philosophie und Dichtung, Freiburg/Berlin 2006 (= Rombach Wissenschaften-Reihe Quellen zur Kunst, hg. von N. Gramaccini Bd. 25).

Credner, Wilhelm: Joseph Ponten als Geograph; in: Geogr. Zeitschr. 49, 1943, S. 139.

Creutzburg, Nikolaus: Die Landschaften der Insel Kreta; in: Verh. d. 22. Dt. Geographentages Karlsruhe 1927, Breslau 1928, S. 155-163.

Creutzburg, Nikolaus: Kreta, Leben und Landschaft; in: Zeitschr. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1928, S. 16-38.

Curtius, Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern, 5. Aufl. 1965.

Dodwell, Edward: Klassische Stätten und Landschaften in Griechenland. Impressionen von einer Reise um 1800. Die bibliophilen Taschenbücher 325, 2. Aufl. Dortmund 1986.

Elliger, Winfried: Die Darstellung der Landschaft in der griechischen Dichtung. Berlin, New York 1975.

Ghibellino, Ettore: Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?, Weimar 2007.

Hard, Gerhard: Arkadien in Deutschland. Bemerkungen zu einem landschaftlichen Reiz; in: Die Erde 96, 1965, S. 21-42(= Hard 2002, S. 11 – 34).

Hard, Gerhard: Die Landschaft des Robert Gradmann, Julius Büdels faustisches Arkadien und Theodor Litts Dialektik von Person und Sache; in: Hard 2002, S. 35 – 48.

Hard, Gerhard: Was ist eine Landschaft? Über Etymologie als Denkform in der geographischen Literatur; in: D. Bartels(Hg.), Wirtschafts- und Sozialgeographie. Köln und Berlin 1970, S. 66-84 (= Hard 2002, S. 133 – 154).

Hard, Gerhard: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 1, Osnabrücker Stud. z. Geogr. 22, Osnabrück 2002.

Hehn, Victor: Reisebilder aus Italien und Frankreich 1897, hg. von Th. Schieman. Stuttgart und Berlin 1906.

Held, Jutta: Antoine Watteau, Einschiffung nach Kythera. Versöhnung von Leidenschaft und Vernunft. Frankfurt 1985.

Hunger, Herbert: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, 6. erw.Aufl. Reinbek 1874.

Kythera. wikipedia www.focus.de/kultur/medien/ausstellung-das-neue-kythera.

Lehmann, Herbert: Die mykenische Landschaft; in: Die Erde 84, 1953, S. 1-14.

Lienau, Cay: Griechenland, Geographie eines Staates der europäischen Südperipherie, Darmstadt 1989.

- Müller-Miny, Heinrich:** Die Wandlung der Landschaft auf den mittleren Jonischen Inseln seit den Reisen von J. Partsch; in: Verh. d. Dt. Geographentages Hamburg 30, 1955, Wiesbaden 1957, S. 397-406.
- Pausanias** Beschreibung Griechenlands, neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Meyer, Zürich 1954.
- Philippson, Alfred:** Die griechischen Landschaften (unter Mitwirkung von H. Lehmann und E. Kirsten), 4 Bde., Frankfurt a. M. 1950-1959.
- Ponten, Josef:** Griechische Landschaften, Text- und Bildband, Stuttgart 1914.
- Riedl, Helmut:** Das Ossa-Bergland, eine landschaftskundliche Studie zur regionalen Geographie der ostthessalischen Gebirgsschwelle; in: Beiträge zur Landeskunde von Griechenland II; Arb. aus dem Inst. f. Geogr. d. Univ. 8, Salzburg 1981, hg. von H. Riedl, S. 79-159.
- Sauerwein, Friedrich:** Landschaft, Siedlung und Wirtschaft Innermesseniens (Griechenland). Frankfurter Wirtschafts- und Sozialgeogr. Schriften 4, Frankfurt a.M. 1968.
- Schmidt, Arno:** Das essayistische Werk zur deutschen Literatur, Bd. 1, Sämtliche Nachtprogramme und Aufsätze: Johann Gottfried Schnabel, S. 37ff.
- Schultze, Joachim Heinrich:** Jena. Werden, Wachstum und Entwicklungsmöglichkeiten der Universitäts- und Industriestadt. Jena 1955.
- Trevelyan, Humphry:** Goethe und die Griechen, Hamburg 1949.
- Tsigakou, Fani-Maria:** Das wiederentdeckte Griechenland in Reiseberichten und Gemälden der Romantik, Bergisch-Gladbach 1982.
- Wilpert, Gero von:** Goethe-Lexikon. Stuttgart 1998.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

Arkadien – Zeugnisse eines poetischen Raumes.

Ernst Ribbat (Münster)

1. Ein Raum und wie man über ihn spricht.

Das Thema "Griechische Kulturlandschaften. Sehnsuchts- und Erinnerungsorte" kann auf lebhaftes Interesse bei Philosophen, Soziologen, Kulturwissenschaftlern, Philologen und Geographen rechnen. Sie alle sind derzeit mit Grundlagenfragen oder Einzelproblemen der Kategorie "Raum" beschäftigt. Von einem "spatial turn" oder "topographical turn" wird gesprochen, und kaum noch zu überblicken ist die Zahl der einschlägigen Sammelbände und Monographien. Das Stichwort "Arkadien" scheint in ihnen aber noch nicht aufgenommen worden zu sein, obgleich seine weitreichende Bedeutung kaum begründet werden muss. Darum wird im Folgenden auf exemplarische Texte aus der europäischen Sprach- und Bewusstseinsgeschichte hingewiesen, die zu einer intensiven Auseinandersetzung mit "Arkadien" anregen mögen. Eine systematische Konstruktion dieses "Raumes" allerdings wird nicht möglich sein, weil die Materialien so zahlreich sind und so heterogen, dass eine längere, interdisziplinäre Vorbereitung erst geleistet werden müsste.

Eröffnen mag eine bekannte Strophe des jungen Friedrich Schiller:

Auch ich war in Arkadien geboren,

Auch mir hat die Natur

An meiner Wiege Freude zugeschworen.

Auch ich war in Arkadien geboren,

Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur. ("Resignation. Eine Phantasie")

Diese Verse sind oft zitiert und von anderen Dichtern variiert worden. So heißt es etwa beim Romantiker Friedrich von Hardenberg (Novalis):

*Auch ich bin in Arkadien geboren,
Auch mir hat mancher gute Genius
Am Mutterbusen Liebe zugeschworen
Und manchen süßen freundlichen Genuss. ("An Herrn Schlegel")*

Ein Raum also wird poetisch beschworen, ein imaginärer Geburtsort genannt, der für das sprechende Ich, den Dichter, gerade wenn er unter Angst oder Entfremdung leidet, einen Maßstab gelingenden Lebens bietet. "Arkadien" dient als ein Modell, um von der "Natur" und der "Freude" zu sprechen, einen friedvollen Zustand der Unschuld und des Glücks, vor allem eine harmonische Kindheit zu bezeichnen. "Arkadien" ist unentbehrlich geworden für eine Sprache der Sehnsucht. Das muss aber nicht heißen, dass in solcher Poesie stets von Griechenland die Rede wäre. So ist etwa ein Gedicht von Johann Gottfried Herder mit "*Angedenken an Neapel*" überschrieben, obgleich sein Schluss wie folgt lautet:

*Wenn die Abendröt' im stillen Meere
Sanft verschwebte und mit seinem Heere
Glänzender der Mond zum Himmel stieg,
Ach, da flossen mit so neuem Sehnen
Unschuldvolle, jugendliche Tränen;
Nur ein Seufzer sprach und alles schwieg.
Nimmer, nimmer sollt ihr mir entschwinden,
Immer wird mein Herz euch wieder finden,
Süße Träume, rein und zart und schön.
Nie wird euch mein Auge wieder sehen,
Doch ein Hauch wird lispelnd zu euch wehen:
'Ich, auch ich war in Arkadien.'*

Die Ergriffenheit, die empfindsame Rührung beim abendlichen Blick auf den Golf von Neapel, sie wird gesteigert durch dies eine Wort "Arkadien", weil es offenbar für jeden festlichen oder mythischen Ort Geltung hat, an dem Menschen und Natur glücklich vereinigt sind. Bis heute kennen wir diesen Sprachgebrauch, etwa wenn der postmoderne Dramatiker Tom Stoppard 1993 seine Komödie "*Arcadia*" in einem parkumgebenen Landhaus im englischen Derbyshire ansiedelt.

Widerspruch freilich ist von Griechen und Griechenlandfreunden zu hören. Gegen Schiller, Herder oder Stoppard beharren sie darauf, dass es ein reales Arkadien gibt, dass "Arkadien" der angemessene und

nicht austauschbare Name sei für eine Hochebene in der Mitte des Peloponnes. Was erfahren wir aus Atlas, Lexikon oder Reiseführer von diesem Teil der Welt? *“Gebirgslandschaft im Innern des Peloponnes, bis 2376 m, mehrere, z. T. versumpfte Becken, waldreich; Viehzucht (Schafe) und Getreideanbau, Hauptort Tripolis.“* Oder: *“Das goldene Arkadien, in unzähligen Versen gepriesen, ist ein in weiten Teilen kahles, verkarstetes Bergland im Zentralpeloponnes (...) schroffe Berge, knorrige Weiden und leere Dörfer, traurige Mythen und Orte kriegerischer Begegnungen.“*

Oder: *“Die Landschaft im Zentralpeloponnes steht bei den meisten Reisenden nicht besonders hoch im Kurs.(...) Arkadien ist die am wenigsten besuchte Landschaft der Halbinsel.“* Oder: *“Bei der Weiterfahrt durch Arkadien lernen wir ein herbschönes, dünn besiedeltes Bergland kennen, das nur noch selten von Schaf- und Ziegenherden durchzogen wird.“* Die Zahl touristischer Attraktionen, so erfahren wir, ist gering, zu nennen sind nur zwei: der Apollon-Tempel bei Phigalia und das Lousiostal für gute Wanderer. Was zusammengefasst heißt: Dies ist eine Provinz abseits der alten Kultur wie des modernen Verkehrs, eine Landschaft mit nur wenigen Bewohnern, ein weitgehend noch naturbelassener Raum. Warum aber gerade diese Hochebene durch viele Jahrhunderte hin Dichter und Leser fasziniert hat und damit untrennbar geworden ist vom Profil der europäischen Kultur, das ist schwer zu erklären. Man kann indessen einige Geschichten erzählen, die mit Arkadien verknüpft sind.

2. Pan und Arcas – Polybios und Vergil

Den Beginn des Arkadien-Diskurses bildet, wie selbstverständlich in der griechischen Kultur, eine mythologische Erzählung. Bei Herodot und Homer, vor allem später in Ovids *“Metamorphosen“* ist auch Arkadisches archiviert. Allerdings handelt es sich bei dem für diese Provinz der Schaf- und Ziegenherden zuständigen Gott um keinen strahlenden Olympier. Nein, er war nicht klug und schön, sondern hatte Bocksfüße und kleine Hörner auf dem Kopf, und schon seine Mutter fand das Baby so hässlich, dass sie es irgendwelchen Waldnymphen zur Aufzucht überließ. Vom Gott Pan ist hier die Rede, der fern vom Olymp und der Kultur der Küstenstädte sein Wesen oder eher Unwesen in der Wildnis trieb als ein anarchischer, sehr vitaler

Dämon. Positiv bemerkenswert ist jedoch, dass er von seinem mutmaßlichen Vater, von dem selbst aus Arkadien stammenden Hermes, eine gewisse Musikalität geerbt hatte. Sein Instrument wurde die Syrinx oder Pansflöte, die von arkadischen Schäfern gespielt wurde und zu deren Klang Nymphen und Satyrn tanzten. Hinzuzufügen ist noch, dass schon den Griechen dieser Hirtengott offenbar so fremd und exotisch vorkam, dass *Panik* oder *panischer Schrecken* sich bei seinem Erscheinen ausbreitete.

Pans Reich Arkadien erschien als eine andere Welt, vom vertrauten Lebensraum abweichend, wofür symptomatisch war, dass gerade hier, in Arkadien, das Todeswasser des Styx zu sehen war und die Höhlen der Unterwelt sich öffneten.

Außer von Pan hat die Mythologie Arkadiens noch von einem Namenspatron der Provinz, von Arkas, erzählt. Er, ein Sohn des Zeus und der Kallisto, diente vor allem bei Ovid als Modellfall für Verwandlungen, für Naturverbundenheit. Die schwangere Kallisto ist zur Bärin geworden, und Arkas wird aus ihrem Körper geholt. Später hat er selbst als Jäger auf diese Bärin geschossen, und zum Schluss wurden Mutter und Sohn zu Sternbildern erhoben und leuchten bis heute als Großer Bär und Kleiner Bär. Womit, so könnte man behaupten, die Wichtigkeit des peloponnesischen Berglandes für den Kosmos betont wurde.

Weniger als die Mythologie hat die geschichtliche Überlieferung zu berichten. Denn zwar waren auch die Siedlungen Arkadiens in die diplomatischen und kriegerischen Konflikte zwischen Athen und Sparta einbezogen und der achäische Städtebund spielte eine Zeitlang keine unwichtige Rolle. Aber eigentlich beginnt die Geschichte Arkadiens für Europa erst in jenem Moment, in dem die griechische Geschichte des Altertums endet, in dem die Römer das Land okkupieren und die Zeit der Fremdherrschaft beginnt. Als Symbolfigur in dieser Situation kann ein bedeutender Schriftsteller gelten: Polybios aus Megalopolis (ca. 200 – 120). Er wurde im Jahr 167 zusammen mit 1000 achäischen Geiseln, von denen die meisten bald starben, nach Rom gebracht. Polybios aber wurde als Lehrer und Begleiter des Scipio Aemilianus ein wichtiger Zeuge der römischen Politik und als Verfasser der *„Historien“* ein Autor im Übergang von Klassik zu Koine.

Sein Herkunftsland Arkadien gewann mit Polybios ein neues Ansehen unter den römischen Intellektuellen, erschien als Heimat des Geistes und auch, weil Polybios die Musikerziehung in Arkadien so betont hatte, als ein Raum der Tänze und Gesänge. Auf den Untergang in der Geschichte konnte darum eine Zukunft in der Kunst folgen.

Für viel Kunst freilich reichte der nüchterne Polybios noch nicht aus. Der wahre Aufstieg Arkadiens begann erst achtzig Jahre später, mit den ca. 40 v. Chr. geschriebenen zehn Eklogen Vergils. Diese Gedichte, „*Bucolica*“ genannt, sind eine der wichtigsten Textgruppen der europäischen Literatur geworden, obwohl oder gerade weil sie bis heute schwer interpretierbar sind. Ein Aspekt freilich ist eindeutig:

Vergil stellte sich, indem er „Hirtengedichte“ schrieb, in die Nachfolge des sizilianischen Griechen Theokrit (310 – 250). Hatte dieser den Großstädtern Alexandrias die einfachen Genüsse des idyllischen Landlebens empfohlen, so übernimmt Vergil zwar dessen Hirtenfiguren wie Daphnis und Corydon, erhöht aber die Komplexität der dargestellten Welt, indem er die sozialgeschichtlichen Konflikte und die Kriegsfolgen in der Epoche Octavians berücksichtigt. Ekloge I zum Beispiel kontrastiert einen Soldaten und einen sein Landgut genießenden Pensionär. Der junge Mann spricht:

*Glücklicher Alter! So bleiben dir doch deine Länder erhalten,
und sie genügen dir längst, wiewohl rings nacktes Geröll nur
und mit schlammigen Binsen der Sumpf durchzieht deine Weiden (...)*

*Glücklicher Alter! Hier an vertrauten Flüssen und zwischen
heiligen Quellen trinkst du nun stets die schattige Kühle.*

*Hier vom Nachbarraine die Hecke wird, wie schon immer,
wenn an blühender Weide die goldenen Bienen sich laben,
oft mit sanftem Summen zu ruhigem Schlummer dich laden (...)*

*Wir aber ziehen von hier, in Afrikas Gluten die einen,
andere zu Skythen und weiter zum krepidemwirbelnden Oxus,
und zum anderen Ende der Welt, dem fernen Britannien.*

Noch wird an dieser Stelle das Land der genussreichen Natur nicht Arcadia genannt. Den Namen „Arkadier“ findet man dann in der VII., die peloponnesische Landschaft in der X. Ekloge, am wichtigsten aber ist das IV. Gedicht. Denn diese Ekloge mit ihrer Utopie eines wiederkehrenden Goldenen Zeitalters hat auch die christliche

Nachwelt fasziniert, weil Vergils Ekloge die Geburt eines Kindes als Auftakt eines neuen Reiches des Friedens ankündigt:

*Freiwillig tragen die Ziegen nach Haus milchstrotzende Euter,
und die Rinder fürchten sich nicht vor mächtigen Löwen.
Üppig umblüht deine Wiege dich rings mit lieblichen Blumen.*

Arkadien soll Ereignis werden, ein Arkadien jedoch der Kunst, der poetischen Sprach- und Formkraft:

*Pan sogar, fällt den Spruch auch Arkadien, stritte mit mir er,
Pan sogar, fällt den Spruch auch Arkadien, gäbe besiegt sich.“*

Hirtendichtung und Geschichtsutopie verbinden sich in Vergils IV. Ekloge, und auf diese Weise sind alle bisher genannten Elemente des Arkadien-Diskurses zusammengeführt, um in den kommenden Jahrhunderten wirksam zu werden. Die realen Besonderheiten des griechischen Berglands werden dann keine Rolle mehr spielen, wohl aber sind die arkadischen Hirten als zuverlässige Garanten von Poesie und Musik auf Dauer etabliert.

3. Schäferdichtung

Im Mittelalter wurde zwar Vergil gelesen und insbesondere die IV. Ekloge. Auch kam es gelegentlich wohl zu Überschneidungen zwischen der antiken Bukolik und der vielfältigen Hirtenwelt in den biblischen Schriften, wobei die allegorische Beziehung auf Jesus als Hirten Vorrang hatte. Von einer eigenständigen Pastoralidichtung im Horizont Arkadiens kann aber keine Rede sein.

Hirtenpoesie setzt erst wieder in der Renaissance ein, bleibt dann aber über einen langen Zeitraum hin produktiv. Eröffnet wird die Bukolik der Neuzeit schon von Eklogen Petrarcas (1304-1374), und noch im 18. Jahrhundert äußert sich der einflussreiche Aufklärer J.C. Gottsched wie folgt: *Will man nun wissen, worin das rechte Wesen eines guten Schäfergedichtes besteht, so kann ichs kürzlich sagen: in der Nachahmung des unschuldigen, ruhigen und ungekünstelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführt worden. Poetisch würde ich sagen, es sey eine Abschilderung des güldenen Weltalters; auf christliche Art zu reden aber: eine Vorstellung des Standes der Unschuld, oder doch wenigstens der patriarchalischen Zeit, vor und*

nach der Sündfluth.(...) Man stelle sich die Welt in ihrer ersten Unschuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürsten weis, wohnt in einem warmen und fetten Lande, welches von allem einen Überfluß hat.

Ein solches Land eben wäre Arkadien, wobei gegenüber dem Moralisten Gottsched zu ergänzen ist, dass Schäferdichtung immer auch Liebespoesie ist und sie Glück in allen denkbaren Dimensionen der Erotik entfaltet. Dies tut sie vor allem im Roman, der mit einem Werk des Jacopo Sannazaro (1456 – 1530) unter dem Titel *“Arcadia“* eröffnet wird. Ihm folgen in Vers und in Prosa berühmte Dichtungen, die aus dem Widerspruch zur unglücklichen, krisenhaften Realität der frühen Neuzeit phantasievolle Modelle des Friedens und des Genusses entwickeln. Zu nennen wären: Tassos *“Aminta“*, Guarinis *“Pastor Fido“*, Lope de Vegas *“Arcadia“*, Montemayors *“Diana“*, Sidneys *“Arcadia“*, Spensers *“The Shepherdes Calendar“*, d’Urfes *“Astree“* und viele mehr. Für Deutschland könnte man Werke von Martin Opitz und Andreas Gryphius anführen. Auch in Nürnberg, beim Pegnesischen Blumenorden im Kreis um Georg Philipp Harsdoerffer findet sich Hirtendichtung als ein politisch wie moralisch wertfreies, ästhetisch autonomes Experimentierfeld für mannigfache Ausdrucksformen. Dafür sei ein Beispiel gegeben, 1656 von Sigmund von Birken unter dem Titel *“Floridans“* geschrieben. Der Text beginnt mit der Geburt der Venus auf Zypern und schildert später eine Europareise ihres Sohnes Cupido: *Er ließe sich erstlich nieder auf dem Berg Maenalus in Arkadien und betrachtete von oben herab mit herzlichem sehnen die schöne thäler, Felder und Wälder, in welchen er vordessen bey Gesellschaft der Griechischen Hirten manche angenehme Kurzweil verübet. Der Verdruß, dass er jetzund die so liebe Gegend von lauter groben wilden Leuten bewohnen und bewandlen sahe, war eine Ursach, dass er sich flugs wieder von dannen machte und seine Reise (...) fortsetzte. (...) Nachdem er endlich an der Pegnitz angelanget, verwandelte er seinen Köcher in eine Tasche und seinen Bogen in einen Hirten-Stab und nahm an sich die Kleidung und Gestalt eines Hirten-Knabens.*

Mit der folgenden Erzählung wird vor den Toren Nürnbergs das pastorale Leben des antiken Arkadien wiederbelebt, in barocken

Scherzreden, die auf kunstvolle Weise sich von deutscher Realität weit entfernen.

Arkadien als Alternative, die Sphäre der Hirten als ästhetischer Spielraum – dies wurde erst recht für die Rokoko-Kultur des 18. Jahrhunderts kennzeichnend, die uns etwa in dem kleinen Drama *“Die Laune des Verliebten“* (1768) des jungen Wolfgang Goethe entgegentritt.

Einen letzten großen Erfolg hat das schäferliche Arkadien erreicht im zeichnerischen und poetischen Werk von Salomon Gessner (1730 – 1788) in Zürich. Seine *“Idyllen“* (1756 und 1772) berufen sich ausdrücklich auf Theokrit und Vergil als Vorbilder bei dem Bestreben, mittels der *“Einbildungs-Kraft“* die Leser *“aus unseren Sitten weg in ein goldenes Weltalter zu setzen“*. Dabei sollen die *“widrigen Eindrücke“* des städtischen Lebens durch Szenen *“aus der unverdorbenen Natur“* vertrieben werden. Für die Gattung Idylle sind Gessners Erzählsequenzen und Dialoge musterhaft geworden, aber die neue Poetik zunächst Herders, dann Schillers hat die Kritik an seiner sentimentalen Bukolik rasch verschärft. In der Epoche der deutschen Klassik wird es schwieriger, von Arkadien zu sprechen.

4. Natur und Geschichte: Goethe, Schiller, Hölderlin

Ausdrücklich und sehr suggestiv präsentiert sich die Harmonie von Menschen und Natur in Goethes 1788 abgeschlossenem Schauspiel *“Torquato Tasso“*. Gegenüber den sozialen Normen am Hof von Ferrara legitimiert der Dichter Tasso die Poesie durch einen Rückblick auf die mythische Welt:

*Die goldene Zeit, wohin ist sie geflohn,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt?
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;*

*Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
 Unschädlich sich verlor, der kühne Faun,
 Vom tapferen Jüngling bald bestraft, entfloh;
 Wo jeder Vogel in der freien Luft
 Und jedes Tier, durch Berg' und Täler schweifend,
 Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt.*

Die umworbene Prinzessin setzt dagegen die Maxime *“Erlaubt ist, was sich ziemt“*, und auch für die anderen Dramenfiguren gilt die goldene Zeit als nicht wiederholbar.

Arkadien ereignet sich als Dichtung, aber auch nur als Dichtung.

Eben dies gilt Jahrzehnte später im Hinblick auf die große Preisrede des Hirtenlandes, die Goethe im Zweiten Teil seines *“Faust“* formuliert hat, wenn der mittelalterliche Ritter Faust der antiken Schönheit Helena die ihr angemessene Provinz präsentiert:

*Und mütterlich im stillen Schattenkreise
 Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
 Obst ist nicht weit, der Eben reife Speise,
 Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.
 Hier ist das Wohlbehagen erblich,
 Die Wange heitert wie der Mund,
 Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich:
 Sie sind zufrieden und gesund.*

(...)

*Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
 Noch zirkt in ewiger Jugendkraft
 Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
 Arkadien in Spartas Nachbarschaft.
 Gelockt, auf sel'gem Grund zu wohnen,
 Du flüchtetest ins heiterste Geschick!
 Zur Laube wandeln sich die Thronen,
 Arkadisch frei sei unser Glück!*

Das Idyll dauert jedoch nicht an. Die folgende Tragödie des modern-dynamischen Euphorion, welche in mancher Hinsicht die unglückliche Reise Lord Byrons ins wirkliche Griechenland aufgreift, überführt Natur in Geschichte und dementiert die gewünschte Harmonie.

In solcher Problematisierung nähert Goethe sich sogar Schiller. Für diesen ist Arkadien einerseits in der Theorie der Idylle (*“Über naive*

und sentimentalische Dichtung“) eine wichtige Dimension, andererseits in seinen Dramen: Mit friedvollem Landleben eröffnet *“Die Jungfrau von Orleans“*, mit einem Idealbild der Schweiz *“Wilhelm Tell“*. Stets aber müssen die Konflikte der Geschichte erlitten und reflektiert werden, ehe an ein neues, höheres Arkadien, an ein Elysium zu denken wäre. Indessen mag hier eine knappe Erwähnung Schillers genügen, um Platz zu erhalten für ein längeres Zitat aus Friedrich Hölderlins Roman *“Hyperion“*. (1797/99).

Denn wenn bei Schiller und anderen Zeitgenossen die imaginierten Glückslandschaften schon fern von Griechenland liegen können, in den Alpen oder auf Tahiti, so bleibt für Hölderlin die existentielle Hoffnung auf eine Wiederkehr des alten, von Göttern geprägten Griechenlands in die Gegenwart das zentrale Anliegen. Einige Sätze des Romans, welche Arkadien betreffen, veranschaulichen die poetische Kraft: *wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, ins düstre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas, ach! die ausgestorbenen Tale von Elis und Nemea und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfingen von Lorbeerrosen und Immergrün, ins wilde Flußbett sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, dass auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, dass des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist, wie das Bruchstück eines Tempels oder im Gedächtnis, wie ein Totenbild – da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgottes Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt, und schnitt den Dornbusch und das Heidekraut von den halbbegrabenen Architraven, indes mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab, den Weizenhügel, die Oliven, die Ziegenherde, die am Felsen des Gebirges hing, den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Tal sich stürzte; und die Lacerte spielte zu unseren Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags.*

Eine sehr melancholische Stunde des Pans. Hölderlins Roman entfaltet die Differenz zwischen dem antiken Arkadien und der griechischen Gegenwart in der Türkei um 1800. Er lässt seinen Helden Hyperion wie dessen Freunde erfolglos in den Freiheitskampf ziehen, gibt damit aber einen Auftakt für das Engagement romantischer Intellektueller im 19. Jahrhundert, die Archäologie und

Politik zu verbinden suchten. Was den Arkadien-Diskurs anlangt, so sind hier besonders die Berichte des Barons Otto von Stackelberg hervorzuheben, publiziert 1826, deren Thematik und Form bis ins späte 20. Jahrhundert hinein oft wiederholt wurden. Doch ehe der Wechsel zur Gegenwart vollzogen wird, gilt es, noch über einen weiteren, bisher vernachlässigten Aspekt Arkadiens zu sprechen.

5. Et in Arcadia Ego.

Eingeleitet wurde die Beispielreihe mit der nach wie vor populären Redensart „Auch ich bin in Arkadien geboren.“, die ein Echo noch in Jacques Offenbachs *„Orpheus in der Unterwelt“* mit dem Chanson *„Als ich noch Prinz war in Arkadien.“* gefunden hat, nicht zu erwähnen die ironischen Zitate bei E.T.A. Hoffmann oder Eichendorff. Bekannter noch wurde Goethes abkürzende Formel *„Auch ich in Arkadien!“*, welche 1816 und 1817 als Untertitel seines Erinnerungsbuches *„Italienische Reise“* verwendet wurde.

Goethe verknüpft definitiv jedes glückliche Leben in einem südlichen Land, umgeben von Zeugnissen der Antike, mit dem Wort „Arkadien“. Dass in dem Reisebuch auch von einer Arkadischen Gesellschaft in Rom erzählt wurde, welche seit der Renaissance bestand und nun auch den deutschen Minister zum Mitglied machte, fiel demgegenüber weniger ins Gewicht. Die genannte Formel aber prägte sich ein. Dies besonders darum, weil sie schon eine vieldeutige Vorgeschichte aus der bildenden Kunst mitbrachte.

Erwin Panofsky hat eine eindrucksvolle Abhandlung zu diesem Thema verfasst: *„Et in Arcadia ego. Poussin und die Tradition des Elegischen.“* Panofsky interpretiert mehrere Gemälde der Barockzeit, die mit der so geläufig gewordenen Wortfolge arbeiten. Den Anfang macht ein Bild des römischen Malers Guercino, wo ein Totenkopf mitten in idyllischer Landschaft zwei jugendliche Hirten anredet, ihnen ein Memento mori entgegenhält. Es folgt Nicolas Poussins (1594-1665) erstes Gemälde mit noch der gleichen Bildidee: vier jugendliche Gestalten werden in ihrer Bewegung angehalten, um einen Gedenkstein zu betrachten, der einen kleinen Totenkopf trägt. Sprecher des Satzes ist demnach wieder der Tod, der vor bedenkenlosem Lebensgenuss warnt. Das zweite, besonders

einflussreiche Gemälde Poussins (ca. 1645) bietet demgegenüber weit mehr als eine pointierte moralische Situation. Vielmehr entfaltet sich die arkadische Welt malerisch mit Berg und Tal, Himmel und Buschwerk. Zwar sind es wiederum vier jugendliche Gestalten, die die Aufschrift “*Et in Arcadia ego*“ eines Gedenksteins lesen und vor ihr meditieren. Aber das Lebensglück wird hier nicht mehr durch den Schock eines Totenkopfes aufgehoben, vielmehr spricht ein gestorbener Mensch in diesem Bild und bezeugt, dass auch er zuvor der Gemeinschaft der Glücklichen angehört hat. Er sagt: Wer einmal wirklich in Arkadien gelebt hat – und daran können die Bücher, Gedichte oder Gedenksteine erinnern -, der hat ein sinnvolles Leben vollbracht, und er wird nicht widersprechen, wenn die jetzt Lebenden ihr gegenwärtiges Glück bejahen, so sehr die Kürze des Daseins Anlass zur Wehmut sein kann. Die elegische Empfindsamkeit in Poussins zweitem Bild harmonisiert, wo die Vorgänger kontrastierten. Eine solche Mentalität des Elegischen, welche, wenn man genau liest, auch für Goethes Gebrauch in der Autobiographie kennzeichnend war, prägte in der Folgezeit sowohl die nachklassischen Archäologen wie die nachromantischen Wandernden des 19. und 20. Jahrhunderts. Später veranlasste die neue Leichtigkeit des Reisens, der Tourismus seit Thomas Cook, dazu, sich für den eigenen Grabstein eine Inschrift “*Et in Arcadia ego*“ nur dann noch vorstellen zu können, wenn man selbst im geographisch wirklichen Arkadien gewesen war. Freilich blieb die Zahl solcher Besucher immer relativ klein, und es bleibt abzuwarten, ob sie sich durch bessere Angebote der Reiseveranstalter noch steigern lässt.

Zum Schluss: Das goldene Leben im realen Arkadien zu finden, wird ohne die Erinnerung an mythische und pastorale Dichtung, ohne Musik und Kunst gewiss nicht gelingen. Ob sie aber aktivierbar ist, scheint fraglich. Gerade auch beim Blick auf zwei gegenwartstypische Phänomene: Zum einen werden die arkadischen Schafsherden nicht mehr von Griechen gehütet, sondern von Migranten aus Albanien oder Pakistan. Zum andern erscheint der Apollon-Tempel von Phigalia-Bassä, seitdem er zum Weltkulturerbe erklärt wurde, abgedeckt und verhüllt, als ein der Landschaft entrücktes Museumsobjekt. Für die Hirten wie für den Tempel gilt zwar im buchstäblichen Sinne “*Et in*

Arcadia ego“, aber mit der so verwirrenden wie faszinierenden Kulturgeschichte dieses Satzes verbindet sie wenig mehr. Die Geschichte des poetischen Raumes Arkadien scheint ans Ende gelangt zu sein.

Literatur-Hinweise

Sigmund von Birken: Floridans. Verliebter und Geliebter Sireno. In: **Albrecht Schöne (Hg.):** Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse. München 1963. S. 765-782.

Renate Böschstein-Schäfer: Idylle. Stuttgart: 2. Aufl.1977.

Hartmut Böhme (Hg.): Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext. Stuttgart, Weimar 2005.

Reinhard Brandt: Arkadien in Kunst, Philosophie und Dichtung. Freiburg i.Br., Berlin, 3. Aufl. 2006.

Thomas Bürger: Auch Er war in Arcadien! Stimmen für und wider Gessner. In: Maler und Dichter der Idylle. Salomon Gessner 1730 – 1788. Zürich und Wolfenbüttel 1980. S. 181–191.

Jörg Dünne und Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main 2006.

Joseph von Eichendorff: Auch ich war in Arkadien! In: J.E.: Sämtliche Erzählungen. Hg. von Hartwig Schultz. Stuttgart 1990. S. 259–278.

Klaus Garber: Bukolik. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. I, Berlin New York 1997. S. 287-291 (mit Literatur).

Salomon Geßner: Idyllen. Hg. von Ernst Theodor Voss. Stuttgart 1973.

Goethes Werke in 14 Bdn. Hg. von **Erich Trunz.** Hamburg 1948 ff. (HA).

Michael Grant und John Hazel: Lexikon der antiken Mythen und Gestalten. München 1996.

Elmar Heimgartner: Verborgenes Griechenland. Einsiedeln 1963.

Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Hg. von Friedrich Beißner. Stuttgart 1958.

Johannes Hösle: Die europäische Hirtendichtung. In: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft Bd.9, Frankfurt am Main 1972, S. 212-232.

Gerhard Kaiser: Von Arkadien nach Elysium. Schiller-Studien. Göttingen 1978.

Jacques Lacarriere: ...Als die Säulen noch standen. Frankfurt a.M., Berlin 1991.

Erwin Panofsky: Et in Arcadia ego. Poussin und die Tradition des Elegischen. In: E.P.: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln 1975. S.351-377.

Hermann von Pückler-Muskau: Südöstlicher Bildersaal. Griechische Leiden. Stuttgart 1968.

Amand Frhr. von Schweiger Lerchenfeld: Griechenland in Wort und Bild. 1992 (Reprint Leipzig 1887).

Bruno Snell: Arkadien. Die Entdeckung einer geistigen Landschaft.

In: B.S.: Die Entdeckung des Geistes. Göttingen: 4. Aufl. 1975.S.257-274.

Otto Magnus Baron von Stackelberg: Der Apollotempel zu Bassae in Arcadien. Rom 1826. In: Wolfgang Hantmann (Hg.): Hellas. Die Wiederentdeckung des klassischen Griechenlands. Köln 1983.

Tom Stoppard: Arcadia. London 2000.

Wilhelm Voßkamp (Hg.): Schäferdichtung. (Internationaler Arbeitskreis für deutsche Barockliteratur. Bd.4). Hamburg 1977.

Wilhelm Voßkamp (Hg.): Utopieforschung. Bd.2. Stuttgart 1982.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

**„Auf der Suche nach Arkadien“.
Die Reise des Fürsten Pückler-Muskau durch die
Peloponnes im Jahre 1836**

Regine Quack-Manoussakis, Nafplion

Im Januar des Jahres 1822 ging eine kleine Truppe deutscher Freiwilliger in Navarino, an der Südwestküste der Peloponnes, an Land. Die Männer kamen, um den Griechen bei ihrem Befreiungskampf gegen die Türken, unter deren Herrschaft sie fast 400 Jahre gestanden hatten, beizustehen. Im Februar machte sich die Gruppe fremder Helfer auf zum Marsch nach Tripolitsa/Tripolis. Der Eintritt der Männer in die Landschaft Arkadien riss einen unter ihnen, den Leutnant Adolf von Lübtow aus Preußen, sogleich zu einem poetischen Erguss hin: „*Seid mir begrüßt, Gebüsche Arkadiens! Land von Göttern geliebt! Berge, der Oreaden Aufenthalt! Reizende Thäler der Hirten! Duftende Matten, auf denen Pan, die Dryaden und die Nymphen tändelnd spielten, bei bucolischen Gesängen voll Unschuld! Und ihr dunkle Haine, die mit geheimnisvollem Schleier Diana und ihr keusches Gefolge umhüllten! Seid mir begrüßt! Und: ,auch ich habe in Arkadien gelebt!‘“¹*

Wenn nicht schon allein der Name, so löste doch das Betreten des berühmten Bodens sogleich Assoziationen in dem Fremden aus, rief Bilder einer von mythologischen Gestalten bevölkerten, lieblichen und zugleich von Leben strotzenden Landschaft wach, so wie sie in der Schäferdichtung gefeiert wurde. Mit den Schlussworten seines hymnischen Anrufs spielt Lübtow auf Schillers Gedicht „Resignation“ an: „*Auch ich war in Arkadien geboren*“. Dieser Ausspruch verband

1 [Lübtow], Der Hellenen Freiheitskampf im Jahre 1822. Aus dem Tagebuche des Herrn A.v.L.....Bearbeitet von Ludwig von Bollmann, Bern 1823, S.13.

mit „Arkadien“ die Vorstellung einer „heilen und idyllischen Welt unaussprechlichen Glücks“.²

Der Fürst Pückler-Muskau, auch er aus Preußen wie der Leutnant Adolf von Lübtow, kam 14 Jahre später nach Griechenland. Freilich kam er nicht in derselben Mission wie der Kriegsfreiwillige von 1821. Pückler reiste im eigenen Auftrag, er verstand sich als Weltenbummler, Abenteurer, „Vergnügling“ oder auch als Europa- und Zivilisationsmüder, wie aus verschiedenen Untertiteln seiner Bücher hervorgeht. Exzentriker und Abenteurer war er von Natur aus, und seinen eigentlichen Beruf fand er einerseits in der Gartenkunst und andererseits in der Reiseschriftstellerei.

Hermann von Pückler-Muskau (1785-1871) wurde 1811, nach dem Tod seines Vaters, Herr über die Grafschaften Muskau in der Oberlausitz und Branitz (bei Cottbus). Nachdem diese Herrschaften, infolge des Wiener Kongresses, 1815 Preußen einverleibt wurden, fasste Pückler den Plan, in Muskau einen Landschaftspark anzulegen. Im Jahr zuvor hatte er während eines Englandaufenthalts dortige Landschaftsparks kennengelernt, die sich wesentlich von den bislang auf dem Kontinent vorherrschenden geometrischen Parkanlagen französischen Stils unterschieden. Sein Vorhaben machte er in einem Aufruf vom 1. Mai 1815 den Bewohnern Muskaus bekannt.

In der Tat sollte daraus sein eigentliches Lebenswerk werden. Während des folgenden halben Jahrhunderts schuf Pückler zuerst in Muskau, an der heutigen deutsch-polnischen Grenze, und später in Branitz, in einem an sich unattraktiven, sandig flachen Landstrich, Landschaftsparks, die noch heute zu den bedeutendsten Parkanlagen

2 Vgl. Löbker, Friedgar, Antike Topoi in der deutschen Philhellenenliteratur, München 2000, (Südosteur.Arbeiten 106), S.266 f. - Ich möchte hier auch die interessante Deutung des Begriffs durch Pedro Olalla anführen, der 2002 für seinen *Mythologischen Atlas Griechenlands* mit dem Preis der Akademie von Athen ausgezeichnet wurde. In seinem Buch [in griechischer Sprache] *Glückseliges Arkadien. Der Zauber eines Mythos in der abendländischen Kultur*, Road Editions, Athen 2005, schreibt Olalla im Vorwort: „Arkadien ist, außer dass es eine historische und auch heute bestehende Landschaft ist, der wohlklingende Name, der in unserer Kultur steht für die Besinnung auf Frieden, Unschuld, Harmonie, Natur, Lebensfreude, Freiheit in der Liebe, Einfühlsamkeit, Einfachheit, Maß und Rückkehr zum Wesentlichen. Arkadien ist das vage und suggestive Abbild eines Ortes, wo der Mensch sich nicht entwurzelt fühlt.“

Über Ursprung und Interpretation des Ausspruches „Et in Arcadia ego“ speziell in der Kunstgeschichte siehe z.B. unter diesem Stichwort im Internet, Wikipedia.

Deutschlands gehören. Der Muskauer Park wurde 2004 in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Und welche Bedeutung Pückler selber seinen Parkschöpfungen beimaß, das drückt sich in einigen seiner eigenen Aussprüche aus: „*Wer meinen Park sieht, der sieht in mein Herz*“, hatte er einmal an eine Freundin, die Schriftstellerin Bettina von Arnim, geschrieben. Und noch die allerletzten Worte, die er kurz vor seinem Tode in sein Tagebuch schrieb, lauteten: „*Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt.*“³

Im Jahre 1826 trat Pückler seine zweite Englandreise an, die über zwei Jahre dauern und ihn auch nach Irland führen sollte. Ursprünglicher Zweck dieser Reise war es, nach einer reichen Witwe Ausschau zu halten. Pückler hatte sich nämlich wegen seines aufwendigen Lebensstils, vor allem aber auch wegen seiner kostspieligen Parkanlage, mit der er immerhin den in bitterer Armut lebenden Menschen der ganzen Region Arbeit verschaffte, hoch verschuldet. Im besten Einvernehmen mit seiner neun Jahre älteren Ehefrau Lucie, der Tochter des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg,⁴ ließ Pückler sich von dieser scheiden, um in England sein Glück, bzw. die Lösung seiner finanziellen Probleme zu suchen.

Diesen ursprünglichen Zweck erreichte Pückler zwar nicht, er besuchte aber während seines Aufenthaltes in England und Irland neben vielem anderen auch wieder zahlreiche Landschaftsparks. Ein

3 Zitiert nach: Cordula Jelaffke, Fürst Pückler. Biographie, Berlin 1993, S.373. - Eine sehr hübsche Parallele zu dieser Grundüberzeugung Pücklers, fand ich kürzlich in der Jahrgabe 2008 des Otto-König-von-Griechenland-Museums in Ottobrunn, von Ilse Speckner, Königin Amalie von Griechenland und ihr Garten, S.28: Amalie, Schöpferin des früheren Schlossgartens und heutigen Nationalgartens in Athen, schrieb im März 1846 an ihren Vater, den Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg, über ihr Unternehmen, eine herrliche Palmengruppe im Park anzupflanzen. „Diese Palmen sind eine unbeschreibliche Verschönerung und wohl ein paar 1000 Dr. wert, anderswo gibt man für Kleinigkeiten, Spielereien so viel aus, warum nicht für etwas, was Jahrhunderte noch die Menschen erfreuen wird.“ In der Tat beeindruckt diese herrliche Palmengruppe am Eingang des Athener Nationalgartens noch heute die Besucher.

4 Durch die Vermittlung v. Hardenbergs erlangte Pückler 1822 den Fürstentitel, der ihm aber keine ökonomische Erleichterung verschaffte, sondern ihm eher noch mehr Ausgaben verursachte.

unvorhergesehenes Ergebnis dieser Reise war sodann ein vierbändiges Buch, dessen erste beide Bände 1830 unter dem Titel *Briefe eines Verstorbenen* herauskamen. Pückler hatte seine Reiseerlebnisse mit großer Ausführlichkeit in Briefen und Tagebüchern niedergeschrieben und diese an seine geschiedene Frau geschickt. Fürstin Lucie redigierte alles und gab es mit Hilfe von Pücklers Freund Varnhagen von Ense heraus. Das Buch war auf Anhieb ein ungeheuer großer Publikumserfolg. Goethe schrieb 1830 eine ausführliche sehr günstige Kritik zu Pücklers Englandbericht, die mit dem Satz begann: „*Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk.*“⁵

Auch Heinrich Heine hat Pückler nicht nur als Menschen, sondern auch als Schriftsteller hochgeschätzt. Er hat ihm 1854 sein Buch „*Lutetia*“ gewidmet, das sein gesammeltes feuilletonistisches Werk von Jahrzehnten enthielt. In dem „*Zueignungsbrief an seine Durchlaucht den Fürsten Pückler-Muskau*“ stellt Heine sich auf eine Stufe mit Pückler als Gleichgesinnten und als Schriftsteller; er nennt ihn einen Meister, der sein Handwerk verstehe. Der Zueignungsbrief enthält dann aber auch weitere Passagen, die uns zeigen, wie Pückler auf seine Zeitgenossen gewirkt hat. Hierbei fehlt es natürlich nicht an dem Heineschen Spott als kräftiger Zutat, während zugleich eine tiefe Sympathie für die Person durchscheint: „*Aber wo befindet sich in diesem Augenblick der vielverehrte und viel teure Verstorbene? Wohin adressiere ich mein Buch? Wo ist er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galoppiert er, wo trottiert er? Er, der romantische Anacharsis, der fashionabelste aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menschen sucht. [...] noch immer weiß ich nicht ganz bestimmt den Aufenthaltsort des Verstorbenen, des Lebendigsten aller Verstorbenen, der so viel Titularlebendige überlebt hat. – Wo ist er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? [.....] In Vorderasien oder in Hinterpommern? [.....]*“⁶

5 Goethes Rezension im Wortlaut ist u.a. nachzulesen in: Sophie Gräfin von Arnim, Goethe und Fürst Pückler, Dresden 1932, S.23-34.) – Ausführlich über Entstehung, Herausgabe und weltweiten Erfolg der „Briefe eines Verstorbenen“, vgl. Heinz Ohff, Der grüne Fürst, München 1993, Taschenbuchausgabe Nr.3715, S.158-170. Zitiert nach: Heinrich Heine, *Lutetia*. Berichte über Kunst, Politik und Volksleben, Verlag Philipp Reclam Jun. Leipzig, S.59 f.

Damit haben wir nun zeitlich schon weit vorausgegriffen. Es werden aber in der Widmung von Heinrich Heine zwei weitere wesentliche Punkte im Leben Pücklers angesprochen, sein anhaltender Erfolg als Schriftsteller und seine Reisewut, aus der auch die meisten seiner Bücher hervorgingen. 1834 erschienen nach dem Reisebericht über England zwei neue literarische Werke von Pückler. Erstens „*Tutti*

Frutti“ in 5 Bänden, das, wie der Titel andeutet, „*ein Kaleidoskop aus lauter Mosaiksteinen [darstellt], die nicht immer zueinander passen wollen: Schauerromantische Erzählung,.....politische Leitartikel,.....langwierige Abhandlungen über den preußischen Staat,*“ sowie viel anderes Vermischtes. Auch dieses Buch fand anfangs reißenden Absatz, wurde allerdings später nie wieder neu aufgelegt.⁷

Das zweite Werk, das von Pückler 1834 erschien, darf als sein gediegenstes gelten. Es trägt den Titel „*Andeutungen über Landschaftsgärtnerei*“ und enthält eine Art Lehrbuch für Garten- und Parkanlagen sowie die detaillierte Beschreibung des Parks von Muskau. Hierbei handelte es sich um eine Prachtausgabe mit 44 Abbildungen, zum Teil kolorierten Stichen. Finanziellen Gewinn hat das Buch zu seiner Zeit dem Fürsten nicht gebracht, während heute die äußerst seltenen Erstausgaben in internationalen Antiquariaten zu astronomischen Preisen gehandelt werden. „*Das nun wieder vorliegende, kostbar ausgestattete Faksimile ist ein Nachdruck des ehemaligen Handexemplars des Fürsten Pückler selbst, das er auf Reisen stets bei sich hatte. Die Ausgabe enthält den Faksimile-Nachdruck des vollständig erhaltenen Atlases, der sich heute in Branitz befindet.*“⁸

Anfang des Jahres 1835 trat Pückler seine große Nordafrika-Orient-Reise an, die fast sechs Jahre dauern sollte. Sie führte ihn von Algerien nach Tunesien, über Malta nach Griechenland, dann nach Ägypten bis Syrien und von Jerusalem über Kleinasien und Konstantinopel zurück nach Europa. Während des ganzen Jahres 1836 hielt Pückler sich in Griechenland auf, das er von einem Winkel bis

⁷ Vgl. Ohff, H., *Der grüne Fürst* (s.o. Fn.5), S.176 f.

⁸ Vgl. Internet: Fürst Pückler. Das Leben und Schaffen eines Zeitgenossen des 19.Jh. –Der Schriftsteller. – Seit 1988 liegt das Werk auch als Insel Taschenbuch vor unter dem Titel „ Pückler-Muskau. Landschaftsgärtnerei“.

zum anderen bereiste. Darüber berichtete er in drei der insgesamt fünfzehn Bände, die er über seine Nordafrika-Orient-Reise schrieb.⁹

Gemäß seiner Berufung als Reiseschriftsteller, der ferne Länder kennenlernen will, um seinem Leserpublikum darüber zu berichten, enthalten auch die drei Bände über Griechenland eine ungeheure Stofffülle. Pückler war ein feinfühliges Beobachter mit geradezu allumfassenden Interessen. Er berichtet über die Menschen, über politische Persönlichkeiten, über selbsterlebte Episoden oder Geschichten, die er vom Hörensagen kennt. Er berichtet über das griechische Volk im Allgemeinen, sein Erscheinungsbild und seinen Charakter, seine Sitten und Gebräuche. Er berichtet über die antiken Stätten, die er als Kunstliebhaber besonders schätzt. Was aber den Naturfreund und Gartenkünstler Pückler vor allem anderen in Griechenland fasziniert, das sind die üppige Vegetation, das herrliche Klima und die grandiose Landschaft. Dies alles wiederum stellt sich ihm in seiner höchsten Vollendung in der Peloponnes dar. Ganz zu Recht hat deshalb Hans Jessen in seinem Aufsatz *„Deutsche Betrachter griechischer Landschaft“*, der sich außer mit Pückler noch mit dem Archäologen Ludwig Ross und dem Maler von Stackelberg befasst, Pückler einen „Peloponnesier“ genannt.¹⁰ In dem hiesigen

9 [Pückler-Muskau] Südöstlicher Bildersaal, Stuttgart 1840/41, Bd.2 u.Bd.3 (mit dem Untertitel „Griechische Leiden“), sowie: Der Vorläufer; Stuttgart 1838. Längere Auszüge, die ich im Folgenden wörtlich zitiere – in der Absicht, einen unmittelbaren Eindruck von Pücklers Schreibstil zu vermitteln – entnehme ich den genannten Originalausgaben (abgekürzt als SÖB 2 bzw.3 und Vorläufer). Einzelne von Pückler übernommene Formulierungen markiere ich (ohne Seitenangabe) durch Schrägschrift in meinem Text. – Leichter erreichbar ist heutzutage ein häufig wiederaufgelegter Neudruck, Fürst von Pückler-Muskau, Südöstlicher Bildersaal. Auf Grund der Originalausgabe ...mit einem Nachwort von Klaus Günther Just, hrsg. von Georg A.Narciss , Bibliothek klassischer Reiseberichte [1968]. Es handelt sich hierbei um eine etwa um die Hälfte gekürzte Ausgabe. Gar nicht berücksichtigt ist darin der zuerst, im Jahre 1838, unter dem Titel „Der Vorläufer“ erschienene Teil von Pücklers Griechenlandbericht, in dem er seine Tour des zweiten Halbjahres 1836 beschreibt, d.h. seine Reise durch Mittelgriechenland, ein zweites Mal nach Athen sowie nochmals, per Schiff, zur Peloponnes und von dort über verschiedene Inseln der Ägäis und Kreta nach Ägypten. Für meine längeren Pückler-Zitate gebe ich auch die Seitenzahlen in dieser gekürzten Ausgabe [1968] an (abgekürzt als: Ausg.1968), für denjenigen Leser, der die Zitate im größeren Zusammenhang nachlesen möchte. – Die Seitenverweise meiner Zitate füge ich in Klammern dem Text bei, um den Fußnotenteil nicht zu sehr auszudehnen.

10 In: Antike und Abendland Bd.6, Hamburg 1957, S.125 ff., Zitat: S.128.

Aufsatz über Pücklers Reise durch die Peloponnes soll denn auch sein Landschaftserlebnis im Vordergrund stehen.¹¹

Pückler betrat, aus Malta kommend, in den letzten Tagen des Jahres 1835 zum ersten Mal griechischen Boden. Nach einer stürmischen Seereise ging er in Patras, im Nordwesten der Peloponnes, an Land. Während seines einmonatigen Aufenthalts dort lernt er die ausländischen Konsuln, die griechischen Ortsoberen und den weltberühmten Seehelden aus dem Unabhängigkeitskrieg Konstantinos Kanaris kennen und erkundet die nähere und weitere Umgebung von Patras. Das nächste Ziel seiner Reise ist Vostitsa (heute Aegion), um von dort aus den Aufstieg ins Aroania-Gebirge zu unternehmen, wo der mythologische Fluss der Unterwelt, der Styx, entspringt. Schon der Tagesritt vom Meer zum Kloster Megaspoleon ist höchst mühevoll - durch wilde, schauerliche Landschaft, wo schroffe Berggipfel fortwährend mit tiefen Schluchten abwechseln. Und das Ganze bei Schneesturm, der manchmal *mit solcher Gewalt zunimmt, dass man sich kaum noch auf dem Pferde halten kann*. Als man endlich ankommt, steht man vor einer ganz *perpendikulären Felswand*, an der das Klostergebäude *wie angeheftete hängt*. Und wenn man an dieser Bergwand hochblickt, so erfasst einen ein Schwindel, ganz so als blicke man in einen Abgrund (SÖB 2, S.137-142; Ausg.1968, S.55-59).

Wegen des Schneesturms, der einfach nicht aufhören will, sitzt Pückler eine ganze Woche in Megaspoleon fest. Er fühlt sich hier *gefangen wie in einer Mausefalle*. Die Wohnverhältnisse sind äußerst primitiv. Kälte und Feuchtigkeit dringen durchs Dach und durch alle Ritzen, und ständig ist die Stube voller Rauch. Pückler beklagt sich zum ersten und praktisch einzigen Mal auf seiner ganzen Reise über die ungastliche Aufnahme in diesem an griechischen Verhältnissen gemessen reichen Kloster. Besonders stoßen ihn die Unwissenheit und Unsauberkeit der Mönche ab. Leicht resigniert und mit dem ihm eigenen Humor schreibt Pückler über den erzwungenen Aufenthalt in

11 Von Pücklers Reise durch ganz Griechenland handelt mein kurzer Abriss in der Athene. Blätter der Deutsch-Griechischen Gesellschaft Berlin, Heft 2, Dez.2003, S.2-12.) - In der Sammelschrift Philhellenische Studien Band 13, Ausdrucksformen des europäischen und internationalen Philhellenismus vom 17.-19.Jahrhundert, hrsg. von E.Konstantinou, Frankfurt a.M. 2007, S.227-236, gehe ich in meinem Aufsatz der Frage nach, ob Pückler ein Philhellene war. (Auch einzusehen im Internet: [http://www.europa-zentrum-wuerzburg.de/unterseiten/Band 13.](http://www.europa-zentrum-wuerzburg.de/unterseiten/Band%2013))

Megaspoleon in sein Tagebuch: *„Dem sei indes wie ihm wolle, ich kann doch mit Schillers Worten ausrufen: ‚Auch ich bin in Arkadien gewesen!‘ und gewiß werde ich nie in meinem Leben Schnee und Schmutz wiedersehen, ohne Arkadiens fröstelnd zu gedenken.“*¹²

Trotz aller Unbill hält Pückler an seinem ursprünglichen Plan fest. Die Tagebuchaufzeichnung vom 18. Februar 1836 ist wiederum kennzeichnend für den Charakter des Mannes: *„Ohne den Wasserfall des Styx gesehen zu haben, der sich im Herzen des Gebirges vom Chelmos herabstürzt, weiche ich nicht aus dieser Gegend, und sollte ich bis zum Frühjahr darauf warten müssen. Man sagt, es sei in dieser Jahreszeit nicht tunlich, doch auf die eine oder andere Weise muß es möglich gemacht werden. Was ich wirklich wollte, erreichte ich noch immer“* (SÖB 2, S.165; Ausg.1968, S.74).

Am nächsten Ort, Kalavryta, wird Pücklers schlechter Eindruck von Megaspoleon durch einen exzellenten Empfang aufgewogen. Es werden ihm Forellen serviert, so wie sie noch heute eine besondere Spezialität dieser Gegend sind, und die alles, was Pückler in Pariser Feinschmeckerkreisen gekostet hat, in den Schatten stellen. Wieder raten ihm einheimische Kenner der Örtlichkeiten von der Styx-Tour ab, aber trotzdem unternimmt er das Abenteuer. *„Der Weg war fürchterlich“*, schreibt er, *„und man hatte mir nicht zuviel davon in Kalavrita gesagt, aber wunderbar schön in ihrer grandiosen Wildheit war auch die Natur!“* (SÖB 2, S.192.)

So lautet der Refrain, der auf der tagelangen, mühsamen, ja halsbrecherischen Tour immer wiederkehrt. Und dann endlich: Zum ersten Mal sieht Pückler von ferne, aber *„auf das deutlichste mit bloßem Auge einen gefrorenen Wasserfall, der von der höchsten Felsenmauer des Aroaniagebirges wie zwei Eiszapfen von Kirchturmhöhe herabhängen“* (SÖB 2, S.203 f.). Am nächsten Tag kommt man noch näher heran. Der ganze Himmel ist von einer grauen Totenfarbe überzogen. *„Und dennoch sah ich den Wasserfall, von einem spitzen Felsen, der ihm gerade gegenüber liegt und den wir nach zwei Stunden erreichten, so deutlich und bequem, dass ich mir es*

12 SÖB 2, S.161; Ausg. 1968, S.72. - In einer Fußnote fügt Pückler noch hinzu, dass Megaspoleon inzwischen zu Achaia gehöre, seinerzeit jedoch zu Arkadien gehört habe. – Vgl. zu diesem Zitat die interessante Interpretation von Klaus Günther Just in seinem Nachwort zur gekürzten Ausgabe von Südöstlicher Bildersaal (1968) S.372-74.

nie hätte besser wünschen können [.....] Wir frühstückten auf der angegebenen Stelle, worauf ich eine flüchtige Skizze der ganzen Umgebung aufzeichnete und dabei mehrmals die unzuverlässigen Diffikultätsmacher zu allen Teufeln wünschte, die, wenn ich ihnen geglaubt, mich um eine der schönsten Erinnerungen aus meiner Lebensreise gebracht haben würden - denn die Szene war, abgerechnet ihre Klassizität, auch an sich erhaben und prachtvoll“ (SÖB 2, S.210 f.). So Pückler also über sein unvergleichliches Styx-Erlebnis, wenn es ihm freilich auch nicht vergönnt war, die Aussicht von diesem hohen Punkt bei klarem Wetter zu genießen. Wie ihm nämlich mehrere Augenzeugen in Kalavrita versicherten, scheine die Aussicht von dort „an einem ganz klaren Tag vielleicht mehr Gegenstände von höchstem Interesse zu umfassen, als irgend eine in der Welt. Man übersieht, nach der Behauptung dieser Personen, nicht nur den ganzen Peloponnes wie eine Landcharte, sondern auch Thessalien und Epirus, erblickt den Olymp, den Athos, sämtliche jonische Inseln, Malta, einen großen Teil des Archipels und die Berge von Kandia.“ Dass hier womöglich eine gute Menge Übertreibung hineinspielt, räumt Pückler durch seine Formulierungen indirekt ein (SÖB 2, S.217).¹³

Pücklers nächstes Reiseziel nach dem Arkadien-Styx-Abenteuer ist Athen. Sein Bericht über den fast dreimonatigen Aufenthalt daselbst, von Anfang März bis Ende Mai, enthält wiederum eine ungeheuere Stofffülle und erstreckt sich über 350 Buchseiten.¹⁴ Danach tritt Pückler seine große Peloponnes-Rundreise an. Hier lernt er nun das eigentliche Griechenland kennen und auch erst die eigentlichen Griechen. Da im vorliegenden Aufsatz Pücklers Landschaftserlebnis im Vordergrund stehen soll, verweise ich hinsichtlich seiner Bekanntschaft mit den Neugriechen und seines Urteils über sie auf die zusammenfassende Darstellung in meinem Aufsatz: „*War der Griechenlandreisende Fürst Pückler-Muskau ein Philhellene?*“¹⁵

13 Der Aufstieg zum Styx, hinter Kalavryta vom Bergdorf Diakofto aus, ist nachzulesen in: SÖB 2, S.190-217, 1968, S.86-100.

14 SÖB 2, S.233-496, SÖB 3, S.1-98; Ausg.1968, S.106-200. Vgl darüber auch meinen Aufsatz in der Hellenika N.F.3 (in Vorbereitung): „Einiges über Fürst Pückler-Muskaus Besuch in Athen im Jahre 1836“.

15 In: Philhellenische Studien Band 13. (S.oben, Fn.11) , S.229-234, 235 f.

Zu seiner Reisegesellschaft gehört jetzt folgendes Personal: Sein Sekretär Emil, der einige Jahre im griechischen Militär gedient hat und leidlich Griechisch kann; sein Kammerdiener Ackermann, der vorher im Dienst von Armansperg gestanden hat, und der griechische Koch, Jannis, der ein Kämpfer der Revolution und zeitweilig Pirat gewesen ist. Versehen ist Pückler mit einem Zirkularschreiben vom Staatskanzler, Grafen von Armansperg, an die Behörden der Peloponnes, das überall seine gute Aufnahme gewähren soll. - Später, im Laufe seiner Reise, kommt Pückler dann allerdings mehr und mehr zu der Überzeugung, dass die gute Aufnahme allenthalben mehr auf die natürliche Freundlichkeit der Griechen zurückzuführen ist als auf das „Staatspapier“, das er bei sich hat.

In einem Tagesritt gelangt Pückler am 23. Mai 1836 von Athen nach Korinth. Dort macht er sich, nach Erledigung seiner Logisangelegenheiten, gleich noch auf nach Akrokorinth. Der ganze gewaltige Felsen, *„mit einzelnen Massen roter, blauer und gelber Blumen, die in vollen Sträußen aus den Felsenspalten dringen, reich und malerisch überblüht, machen in ihrem Verein eine zauberische Wirkung“* auf ihn. Seine *„guten Türkengäule kletterten, ungeachtet des schon zurückgelegten zehnstündigen Marsches, auf kürzestem Wege alle Felsentreppen wie mit Flügeln hinan, als stammten sie von Pegasus selbst ab.“* Am höchsten Punkt von Akrokorinth angekommen, genießt Pückler dann eine Aussicht, die *„mit Recht zu den berühmtesten in Griechenland gezählt wird“* (SÖB 3, S.112-13; Ausg.1968, S.209).

Auf dem Ritt Pücklers von Korinth bis zur Argolis gilt seine Aufmerksamkeit in allererster Linie den Altertümern, Nemea und Mykene, aber auch dem Engpass von Dervenakia, der im zehn Jahre zurückliegenden Freiheitskampf der Griechen eine wichtige Rolle gespielt hat. Mit den unvorstellbar grausamen Aspekten dieses Krieges wird Pückler kurz darauf konfrontiert, als er von dem Freiheitskämpfer Oberst Kallergis in dessen Haus in Argos empfangen wird und dieser ihm viel Selbsterlebtes darüber erzählt. (SÖB 3, S.162-171. Diese Passage fehlt in der Ausgabe 1968).

Am selben Tag noch erreicht Pückler die Argolis und kommt gerade vor Torschluss, um 8.00 Uhr abends, in Nauplia an, das noch bis zum Jahr zuvor die Hauptstadt gewesen war, und wegen des vielen Militärs, das dort weiterhin stationiert blieb, kommt es Pückler eher

wie eine bayerische Garnisonsstadt vor. Am nächsten Tag hat er denn auch Gelegenheit, einer Manöverübung der Artillerie beizuwohnen, über die er eine seitenlange, sehr ergötzliche Parodie in seinem Tagebuch niederschreibt (SÖB 3, S.143-149. Fehlt in der Ausgabe 1968).

In Argos ist Pückler zu Gast bei dem schon erwähnten Oberst Kallergis, dessen Haus *vielleicht das einzige eines Eingeborenen ist, wo man europäischen Comfort antrifft, daher uns der Tag in materiellen, wie in geistigen Genüssen hinging.* (Aus der Sicht des heutigen Lesers ist dazu zu bemerken, dass Pückler es offenbar nicht anstößig fand, den Obersten als *Eingeborenen* zu bezeichnen.)

Die Reise geht weiter; am 1.Juni langt Pückler auf der Hochebene von Tripolitsa an, die 1900 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und völlig deutsches Klima hat. Wie ihn schon in Korinth die Blüten- und Farbenpracht begeistert hatte, so beschreibt er hier seinen Eindruck nicht nur als Naturfreund, sondern ganz als Romantiker: „*Zum erstenmal sah ich hier wieder seit langer Zeit dichten frischen Hütungsrasen, mit weißem Klee und tausend kleinen Blumengeschöpfen angefüllt, die, wenn es nicht wirkliche Gänseblümchen waren, ihnen wenigstens wie Zwillingsschwestern ähnlich sahen. Meine Richtung seitwärts von der Straße durch die Felder nehmend, fand ich die Fußsteige überall mit blühenden Hecken eingefasst, und lauter alte Bekannte bildeten die bunten Reihen. Das jungfräuliche Pfingströslein, die liberale Brombeere, die reizbare Brennessel, der offizinelle Holunder, der pikante Weißdorn - alles durchwirkt mit vielfarbigen Wicken, blauen Glockenblumen und glührotem Mohn, grüßte und flüsterte und beugte sich nieder zu mir, ja einige wollten mich gar nicht mehr ziehen lassen und hielten mich fest an meinem afrikanischen Mantel. Ich aber konnte nicht weilen, denn eine dunkle Macht treibt mich fort von Ort zu Ort! Ade, ade! schön Röschen fein, rief ich in weher Trauer, und riß mich los vom schönen Bild und seinen Dornen*“ (SÖB 3, S.174 f.; Ausg.1968, S.233 f.).

In Tripolitsa wird Pückler von dem *mächtigen Häuptling* Koliopoulos Plapoutas empfangen, der einer der drei griechischen Gesandten war, die 1832 nach München reisten, um Otto seine Wahl zum König durch die griechische Nationalversammlung zu verkünden. Koliopoulos ist im großen Feststaat, und die ganze Stadt ist mit Reisig und Blumen geschmückt. Es wird Ottos 21.Geburtstag gefeiert und der erste

Jahrestag seiner Thronbesteigung. Koliopoulos gibt ein großes Fest zu diesem Anlass, und Pückler genießt die *heitere, ungezwungene* Stimmung unter den Griechen *voll natürlicher Höflichkeit, die ihm viel mehr zusagt als die geschliffenen Formen unserer Konvenienz. Er ist überzeugt, dass die alten Helden Homers in der Wirklichkeit nicht viel anders getrunken, getanzt und gesungen haben.*¹⁶

Als Pückler am 10.Juni aus Tripolitsa nach Sparta aufbricht, werden ihm zwei Offiziere als Eskorte beigegeben, und die Maultiere mit der Bagage werden von vier Gendarmen geführt, die *gleich gelernten Läufern besser als die Pferde aushalten*. Der Grund ist, dass man im Innern der Peloponnes ohne eine stärkere Eskorte wegen des zunehmenden Räuber- und Banditenwesens nicht mehr reisen kann. Auf dem Zweitageritt ist Pückler wieder von der Landschaft tief beeindruckt: *„Je mehr wir uns dem herrlichen Tale von Sparta näherten, je gigantischer die prachtvolle Gebirgsreihe des Taygetos, wenn gleich meistens, doch nicht immer, in Nebel gehüllt, sich vor uns auftürmte, je bezaubernder ward der Anblick nach allen Seiten unserer Umgebung. Ohne Zweifel ist der Gedanke an die spartanische Suppe daran schuld, dass nicht nur ich, sondern auch viele andere, sich Sparta immer als ernst und öde dachten; es ist aber zugleich die lachendste und grandioseste Gegend Griechenlands. Die Ebene voll freundlicher Dörfer, unter denen südlich auf isolierten Hügeln die Ruinen des alten Sparta und die eben fertig gewordenen Häuser des neuen hervortreten, ist wie ein Fruchtgarten mit Oliven- und Maulbeerbäumen längs des Laufes des Eurotas mit hohen Pappeln und Platanen, reich gefüllt“*. Man folgt noch eine Weile dem Flusslauf auf einem Weg, *den baumhoher Oleander in der glänzendsten Blüte überwölbt*. Ja, Pückler erscheint die ganze Gegend, *als sei es die Schweiz in einer südlichen Auflage* (SÖB 3, S.204-208. In der Ausg.1968 etwas gekürzt, S.244-246).

In Mystras, wo Pückler am 11.Juni 1836 ankommt, ist der Empfang exzellent. Die Behörden von Tripolitsa hatten seinen Besuch schon mehrere Tage zuvor angekündigt, sodass man hier Zeit und offenbar auch den guten Willen hatte, ihm eine Wohnung zu bereiten, deren

16 SÖB 3, S.178-181; Ausg.1968, S.235-237: Weggelassen ist hier ein langes Kriegslied, das die Griechen anstimmen, in dem Kolokotronis und Koliopoulos als Helden gefeiert werden, und das Pückler nach der Übersetzung eines Gastes wiedergibt.

Bequemlichkeit und sogar Eleganz alle seine Erwartungen übertrafen. Nach einer ungewöhnlich großen Lücke von sechs Tagen in seinem Tagebuch schreibt Pückler am 17. Juni als erstes folgenden Satz nieder: „*Wenn die Zeit mir nicht zu kostbar wäre, hier würde ich Monate verweilen und jeden Tag neue Naturschönheiten bewundern können*“. Er habe eine *paradiesische* Woche verlebt, und dies sei vor allem der *außerordentlichen Herzlichkeit* der ihn begleitenden Griechen zu danken.

Gleich am ersten Tag wird er zu einem Ort mitten in den Bergen geführt, *wo die größte Cypresse in Griechenland steht. Es ist eine weibliche, deren Äste sich wie die der Ceder weit ausbreiten, während die männliche Cypresse pyramidenförmig wächst.* Und so beschreibt Pückler seinen Eindruck: „*Ich muß sagen, dass nach allem, was mir bisher im Peloponnes vorgekommen ist, ich hier nie eine Gegend von so außerordentlicher Frische, so viel Reichtum und Mannigfaltigkeit der Vegetation zu finden gehofft haben würde. Ohne die Frische und ohne hohe Bäume fehlt aber, auch bei der höchsten Schönheit und Erhabenheit der Formen (die hier so häufig sind), einer Landschaft immer ihr lieblichster Reiz. Selbst die Wunder der Beleuchtung können nur in der Ferne diesen Mangel durch eine magische Täuschung ersetzen. Hier nun vervollständigt sich eins mit dem andern, und selbst in den schönsten Teile Italiens sah ich nichts, was alle Ansprüche mehr zu befriedigen fähig gewesen wäre*“. (SÖB 3, S.209-210; Ausg.1968, S.247-248).

Dieser Landschaftsbeschreibung möchte ich die eines anderen Deutschen an die Seite stellen. Sie stammt von dem Architekten Leo von Klenze aus seinen *Aphoristischen Bemerkungen gesammelt auf einer Reise nach Griechenland* aus dem Jahr 1838: „*Man muß die griechische Luft, die griechische Sonne und den Charakter der griechischen Landschaft, welcher sich in seinem ganzen Reize nur in der Ferne entwickelt, kennen, um sich einen Begriff von der Schönheit dieses Anblickes machen zu können. Selbst Süditalien, Kalabrien, Apulien und Sizilien geben keinen Begriff von diesen griechischen Fernen, worin die reichsten Gebirgsformen deutlich und plastisch wie Statuen des Pheidias und Praxiteles modelliert und in einem Farbenreichtum erscheinen, welchem sich nichts an Harmonie, Freiheit und Abwechslung der Töne, Übergänge und Lichteffekte*

vergleichen läßt. Jene Länder haben in landschaftlicher Hinsicht in den Vor- und Mittelgründen über Griechenland den großen Vorteil der Kultur, schönerer und üppigerer Vegetation und malerischer Architektur. Aber Fernen, Gebirge und Felsengruppen gibt es nur in Griechenland, und der italienische Himmel hat nie den unendlichen Reiz des griechischen, so schon durch das Wort λαμπροτάτος αιθήρ bezeichneten Lichtraums.“¹⁷

Im Gegensatz zu Klenze, der sich nicht auf eine bestimmte Gegend Griechenlands zu beziehen scheint, bewundert Pückler in der Peloponnes gerade auch die unerhörte Üppigkeit der Vegetation, die er in Fortsetzung seiner Landschaftsbeschreibung wie folgt schildert: *„Am Abhang der Berge fortziehend, kamen wir bald in die Waldregion, deren Anmut anschaulich zu machen ich nur die verschiedenen Bäume und Sträucher zu benennen brauche, aus denen sie besteht. Nußbäume, Platanen, Kastanien, unsere gewöhnlichen und immergrüne Eichen, Buchen, Fichten, Cypressen und Sadeebäume, Äpfel-, Birnen-, Feigen- Oliven-, Pfirsich- und Maulbeerbäume; als Unterbusch blühende Granaten, Rosen, Hasenkraut. Mastix, Arbutus, blütenreiche Dornensträucher aller Art; an den vielen Bächen Oleander, reich gemischt mit gelben Lilien, Königskerzen, blauen Winden und anderen Blumen, - alles dies und hundert Pflanzen mehr füllten in der überraschendsten Mischung dies reizende Dichterparadies“.* (SÖB 3, S.210-211; Ausg.1968, S.247 f.).

Von den Aussichten, die auf diesem Ritt noch folgen, überbietet die eine immer noch die andere. Den Culminationspunkt des Tages aber bildet die Aussicht von einer kleinen Kirche „Agios Giorgios“ aus, die Pückler allen späteren Reisenden als unvergessliches Erlebnis wärmstens anempfiehlt, zumal sie in keiner der bisherigen Reisebeschreibungen enthalten sei. Abschließend schreibt Pückler: *„Ich konnte mich kaum von so vielen Herrlichkeiten losreißen, die immer eine tiefe Rührung und Dankbarkeit in mir hervorrufen, dafür, dass es mir gestattet ward, die Schönheit der Natur mit so reger Empfänglichkeit zu genießen“* (SÖB 3, S.212 f.; Ausg.1968, S.249 f.).

¹⁷ Zitiert nach Tsigakou, Fani-Maria, Das wiederentdeckte Griechenland in Reiseberichten und Gemälden der Romantik. Übersetzt aus der englischen Originalausgabe, Bergisch Gladbach 1982, S.79.

Während der nächsten Tage wird Pückler noch an verschiedene Orte der Umgebung geführt. In einem versteckten Dorf wird ihm zu Ehren ein echtes Klephtenmahl bereitet, das er weidlich genießt, vor allem auch wegen der Ausgefallenheit des Erlebnisses. Und natürlich besichtigt Pückler die nur noch in Spuren vorhandenen Überreste des alten Sparta, woran er mannigfache Gedanken knüpft. Auf insgesamt 30 Seiten seines Buches berichtet Pückler über seine Woche in Mystras und bemerkt abschließend dazu: *„Es ist eine wahre Wonne, diese herrliche Natur mit allen ihren Erinnerungen aus so verschiedenen Zeiten zu durchstreifen, und ich erinnere mich kaum je eines angenehmeren Aufenthalts – auch habe ich nicht der Versuchung widerstehen können, und bereits eine Anerbietung an das Gouvernement in Athen abgehen lassen, um von ihm das Tal von Kyparissia, ungefähr tausend Morgen, rund um die Riesencypresse, zu acquirieren. Gelingt es mir, dies Geschäft abzuschließen, so denke ich mir hier einen Pyrgos [Wohnturm] aufzubauen, dessen Umgebung schon alles im vollsten Maße besitzt, was ich mir andern Orts durch zwanzig Jahre lange Arbeit und mit unverhältnismäßig großen Mitteln doch immer nur unvollkommen verschaffen könnte. Einstweilen ritt ich noch einmal in Begleitung des Dimarchen hinaus, um mich an dem prächtigen Anblick zu lechzen, mich zugleich im Voraus mit der Lokalität auf's Genaueste bekannt zu machen, und durch die Behörden anordnen zu lassen, dass man bis zu ausgemachter Sache keinen Baum fälle, noch zum Behuf des Schaffutters ihn seiner Äste und seines Laubes beraube.“*¹⁸

Dass Pückler neben vielem anderen ein Mann des spontanen, beherzten Entschlusses war, wird hier ganz deutlich, und wir werden noch auf das Kyparissia-Projekt zurückkommen. Derweil treibt es ihn weiter fort, obwohl er, wie er am Anfang seines langen Kapitels über Mystras schreibt, hier gern Monate verweilen würde. Aber als Reiseschriftsteller ist ihm die Zeit zu kostbar. Er fühlt sich seinem Leserpublikum gegenüber verpflichtet, alles zu besuchen und nichts *unbesehen zu lassen*.

18 Über die ganze erlebnisreiche Woche in Mystras, siehe: SÖB 3, S.209-238, letztes Zitat: S.225 f. Ausg. 1968 gekürzt, auch um letztes Zitat, S.247-259.

Pückler will als nächstes den Taygetos besteigen. Dafür ist eine besonders starke Eskorte nötig, weil Raubüberfälle an der Tagesordnung sind. Sein Aufbruch verzögert sich um einige Tage, weil in Monemvasia ein Aufstand der Bauern ausgebrochen ist, die sich über eine ungerecht erhobene Viehsteuer empören. Alle Gendarmen der Gegend von Mystras mussten dorthin geschickt werden, um die Ordnung wieder herzustellen. Am 21. Juni 1836 kann Pückler sich schließlich auf den Weg machen. Er wird von insgesamt 20 Mann begleitet, einem Kapitän, mehreren Offizieren, Palikaren und Gendarmen sowie von *zehn Milizsoldaten zur Bedeckung* (SÖB 3, S.257).

Nach einem mehrstündigen Ritt und einem kurzen Aufenthalt in einem Dorf, wo Erfrischungen gereicht werden, wendet man sich einer engen Schlucht des Gebirges zu. Diese Stelle, deren Originalität und Pracht nichts übertreffen kann, beschreibt Pückler ebenso ausführlich wie anschaulich: *„Hier umschloß uns schon in wenigen Minuten eine so bezaubernde Gegend, dass ich nicht weiß, wo ich Worte hernehmen soll, um sie genügend zu beschreiben. Wenn man jede Erhabenheit der Schweiz in einem Treibhause voll blühender ausländischer Gewächse zeigen könnte, würde der Effekt ein ähnlicher sein, und doch in Masse und Frische der Vegetation, in glänzendem Grün aller Nuancen, wie in blendender Farbenpracht der mannigfaltigsten Blumen und Blüten, vom Dufte aromatischer Gerüche jeder Art geschwängert, weit dahinter zurückbleiben. Kein dürres Fleckchen war hier bemerkbar; die Berge sah man bis zum Gipfel dicht wie ein goldenes Fließ in hellschimmernde Locken gehüllt, und selbst die höchsten Felsen erschienen farbig, mit wunderbaren perpendikulären Bandstreifen oder marmorierten Adern eben so seltsam gezeichnet, als die Felsen eigentümlich geformt waren, bald spitze Pyramiden, bald tiefe und weite Höhlen, bald brillenartige Öffnungen darbietend, durch welche die entfernten Gegenstände wie durch ein Perspektiv gesehen sich ausnahmen. Das Wuchern des Pflanzenwuchses ging oft in einen wahren Mutwillen der Natur über, so dass die breitblättrige Platane die Rosen des Oleanders zu tragen schien, und aus den vollen Federbüschen der blühenden Kastanien Granaten sich durchdrängten, deren feurige Blumen von Kränzen dunkelblauer Winden umschlungen waren“* (SÖB 3, S.258-260; Ausg.1968, S.265 f.).

Auf schlechtem Weg geht es weiter bergauf, aber die Landschaft bietet *einen fortdauernden Genuss, der Monate der Mühseligkeit aufwiegt*. Man kommt in ein *malerisch gelegenes Klephtendorf*, das hauptsächlich von Leuten bewohnt ist, „*die uns allein ebenso sicher ausgeplündert haben würden, als sie uns jetzt in Begleitung zweier Häuptlinge ihres Landstrichs mit der freundlichsten Ergebenheit entgegen kamen.*“ (SÖB 3, S.260) Von dort aus kann Pückler schon einen ersten kurzen Blick auf den schneebedeckten Gipfel des Taygetos, den Agios Elias, werfen. Beim weiteren Vordringen wird *mit jedem Schritt das Land rauer und wilder, und erblickt man nichts mehr als Felsen, Pinien oder Tannen, durch die man den gefährlichen Weg suchen muss*. Nach Einbruch der Dunkelheit biwakiert man unter der Krone einer Pinie, die einen Durchmesser von 90 Fuß hat. In ihrer Buntheit ähnelt die ganze Gesellschaft vollkommen einer Räuberbande. Jeder liegt bewaffnet auf seinem Mantel, der Bocksschlauch mit Wein macht die Runde, und ein ganzer Hammel wird am Spieß gebraten (SÖB 3, S.262 f.).

Um 1.00 Uhr nachts, in völliger Dunkelheit bricht man auf, um den Sonnenaufgang vom Gipfel aus zu betrachten. Zuerst besteht Pückler darauf, im unbequemen Sattel eines Maultiers sitzend, sich führen zu lassen, was er, wie er auf dem Rückweg bekennt, nicht getan hätte, wenn er den *wahrhaft halsbrechenden* Weg bei Tageslicht gesehen hätte. Schließlich kann man nur noch zu Fuß weiterklettern. Während für Pückler, der seit Afrika nicht mehr *anhaltendes Fußgehen* gewöhnt ist, das Klimmen zunächst äußerst peinlich ist, will er nicht aufgeben. Er will nicht, wie so viele, vor dem Ziel umkehren, sondern will es mit den zwei berühmten Fremden aufnehmen, die vor ihm den Gipfel des Taygetos erklommen haben, mit Ibrahim Pascha und dem General Church. Derweil bewundert Pückler die *Unermüdlichkeit der Gendarmen und Milizsoldaten, die mit dem Anstand Tanzender die schwierigsten Klippen hinansprangen* (SÖB 3, S.266 f.).

Endlich auf dem Gipfel angelangt, ist die Aussicht trotz wolkenlosen Himmels nicht so wie sie manchmal, wenn auch selten, sein soll, wenn man nämlich bis Smyrna und Konstantinopel, sowie bis Malta, Sizilien und die Ionischen Inseln sehen könne. An diesem Tag ist alles in einen *dicken bläulichen Dunst* gehüllt, und Pückler kann gerade einmal Kandia verschwommen erkennen sowie die Inseln Poros und

Ägina. Dagegen sieht er *den größten Teil des Peloponnes, die Maina, Lakonien und Messenien mit den Festungen Koron und Modon, gleich einer sauber gezeichneten Landcharte unter sich* (SÖB 3, S.268).

Als Pückler die Gipfelbesteigung des Taygetos hinter sich hat, für die *vier Stunden zu Pferd, eine zu Maulesel und anderthalb zu Fuß* sowie etwas über zwei Stunden für den Rückweg gebraucht wurden, glaubt er, dass er nie in seinem Leben ermüdeter gewesen sei. Nach leidlicher Löschung seines brennenden Durstes mit Milch verschläft er *den halben Tag wie tot unter der großen Pinie*, bis er zum Weiterritt geweckt wird. Die *entzückenden Gegenden*, die man sodann durchquert, geben aber bald *Geist und Körper die nötige Frische zurück*. Und von einem tiefer gelegenen Bergrücken bietet sich dann ein *Überblick des Taygetos-Gebirges, mit Elias Throne gerade in der Mitte, dar, den keine der bisher gehalten Ansichten desselben an Schönheit und Majestät erreicht*. Es sei *eine solche Pracht und Anmut der Formen, dass er es nie mehr bedauert habe, kein Maler zu sein, um in der zauberischen Abendbeleuchtung, die ihn umstrahlte, ein Bild festzuhalten, von dem die arme, zu ewigen gezwungene Sprache durchaus keinen Begriff geben kann* (SÖB 3, S.269-271).

Kurz darauf wird dann der Blick frei auf den Meergolf von Marathonissi (heute Lakonischer Golf). Pückler schreibt: *„Auf diesem Punkte – mit dem Doppelblick in zwei verschiedene Welten, hier auf den sich über grünem Teppich in die Wolken verlierenden Riesenberge, dort auf die blaue, die Wolken in der Tiefe widerspiegelnde Meeresfläche – möchte ich Griechenlands Hauptstadt sehen, wenn man bei Wahl der Lage einer solchen nur die Schönheit berücksichtigen dürfte! Dann würden Reisende (von welchen vielleicht noch keiner diesen Fleck auffand, weil weder eine Landstraße dahin führt, noch antike Ruinen sich daselbst befinden) eine andere Idee von griechischer Natur mit sich hinwegnehmen, als sie sich in den verbrannten Fluren Athens, in der baumlosen Ebene von Patras, und unter den kahlen Berger der Argolide träumen könnten“* (SÖB 3, S.272).¹⁹

Hiermit hat Pückler die Peloponnes und speziell die zentrale Gegend der Peloponnes ausdrücklich von anderen Teilen Griechenlands

¹⁹ Das ganze Kapitel über die Taygetos-Besteigung, siehe Südöstlicher Bildersaal, Bd.3, S.256-274; Ausg.1968, S.264-276.

unterschieden, und dieser gibt er den Vorzug vor allen. Bei dieser Vorliebe wird es auch während des weiteren Verlaufs seiner Rundreise bleiben, bis er, im Oktober 1836, noch einmal dorthin zurückkehrt. Die nun folgende Reiseroute Pücklers durch die südliche und westliche Peloponnes möchte ich nur noch punktuell anführen, denn mit den zahlreichen wörtlich zitierten Landschaftsbeschreibungen, wenngleich sie nur einen Bruchteil des von Pückler tatsächlich Beschriebenen ausmachen, droht der Rahmen eines Abrisses in einem Aufsatz gesprengt zu werden.

Die Landschaft der Mani, die Pückler nun betritt, stellt einen absoluten Gegensatz zu dem bisher Erlebten dar. Das Land sei, „*bei sonst imposanten Formen, schauerlich kahl; es sind...nicht reine Felsen, sondern vielmehr Felsenberge mit Schutt bedeckt, sanft abgerundet und wie mit Besen gekehrt, ohne die mindeste Spur von Vegetation*“ (SÖB 3, S.287). Überwältigend ist hingegen die gastliche Aufnahme im Haus der vornehmsten Familie der Mani, der Familie des Petrobey Mavromichalis.

Nach Besichtigung der venezianischen Wasserfesten Koroni und Methoni am äußersten Süd-West-Ende der Peloponnes, lässt Pückler sich in Navarino von einem Griechen, der selber mitgekämpft hat, den Hergang der berühmten Seeschlacht vom Jahre 1827 erzählen (SÖB 3, S.319 f.). Bei seinen Spazierritten durch die nähere Umgebung glaubt er dann, die wirkliche Lage des von Homer so genannten sandigen Pylos und des Nestorpalastes ausgemacht zu haben. Schon seit der Zeit der Römer hat man sich darüber gestritten (SÖB 3, S.325 f.). Tatsächlich aber ist der Nestorpalast, an anderer Stelle, als Pückler meint, erst gut hundert Jahre später, 1939, entdeckt und ausgegraben worden.²⁰ Kalamata wird nach Pücklers Ansicht zu Recht der Garten der Peloponnes genannt, wegen der *Üppigkeit seiner grünen Umgebung*. (SÖB 3, S.329) In Ithome bestaunt er die antike Befestigungsmauer von Messene, einen *unvergleichlichen Riesenbau*. (SÖB 3, S.338 f.) Bei dem Apollon-Tempel in Bassai (bei Phigaleia) fragt er sich, wie die Alten es fertigbrachten, in einer abgelegenen Bergwüste von über 1000 m Höhe ein Kunstwerk zu errichten, das

20 Vgl. hierzu Griechenlandkunde von Kirsten & Kraiker, Heidelberg 1967, 2.Halbband, S.431.

heute mit den Finanzen des Beherrschers von ganz Griechenland nicht einmal restauriert werden könnte (SÖB 3, S.365 f.).

Den Schluss von Pücklers Peloponnes-Rundreise stellt noch einmal ein absoluter Höhepunkt dar: Olympia. Schon beim Anblick des Alpheios-Tals bricht Pückler in helles Entzücken aus: „*O ihr Täler des Alpheus! Ihr wahrhaft arkadischen Gefilde, obgleich ihr euch in Elea befindet, wie schön seid ihr! Hier ist wahrlich die Idylle in höchster Potenz verwirklicht. - Der mäandrische Fluß, mit silbernem Strome zwischen hohen Platanen, blau blühender Spiräa und dunkelrosigen Oleander hingleitend, die sanft gerundeten Hügel, mit Hainen und Gruppen aller Arten des verschiedensten Gehölzes geschmückt, die Ebene von fruchtbaren Fluren und weidenden Herden bedeckt, Vögel, zwitschernd auf den Zweigen, Hirsch- und Goldkäfer, schwirrend durch die Luft, bunte Schmetterlinge, mit der Biene um den Saft der Blume streitend, Schäferinnen, Schafe, Schäfer und anderes Vieh in Menge - Herz, was verlangst du mehr!*“ (SÖB 3, S.380; Ausg.1968, S.312).

An der antiken Stätte Olympias werden die kolossalen Dimensionen des Jupiter-Tempels, dank erster Ausgrabungen durch Franzosen, unter einer viele Meter hohen Flusssandschicht wieder sichtbar. Ansonsten seien aber noch *unermeßliche Resultate zu erwarten*, meint Pückler, was sich ein halbes Jahrhundert später bestätigen sollte, als im Jahre 1875 die deutsche Olympia-Grabung als „das erste große, mit wissenschaftlicher Zielsetzung durchgeführte Ausgrabungsprojekt der klassischen Archäologie“ begann.²¹ Den überaus reichen Schmuck der Jupiter-Statue des Pheidias und des ganzen gewaltigen Tempels überhaupt, stellt Pückler seinen Lesern, eigentlich zum einzigen Male, mit einem seitenlangen Zitat von Pausanias vor Augen. Während Strabon von *abstoßender Trockenheit* über Olympia sei, findet er die Schilderung von Pausanias sehr anziehend. Das berühmte Tal von Olympia, zusammen mit dem überreichen Schatz der Erinnerungen an Vergangenes, hinterlassen in ihm ein *unauslöschliches Andenken* (SÖB 3, S.386-394; Ausg.1968, stark gekürzt: S.315-317).²²

21 Vgl. Kyrieleis, Helmut, „Olympia – Die deutschen Ausgrabungen und die Archäologie der Olympischen Spiele“, in: PHILIA. Eine Zeitschrift für Europa. Hrsg. von E.Konstantinou, II / 2004, S.5-14. Zitat: S.5.

22 Im Vergleich zu Pücklers Landschaftserlebnis in Olympia siehe auch besonders den Aufsatz von Cay Lienau „Die Region kennt keinen Wassermangel – Die

Noch ganz unter dem Eindruck seines Olympia-Erlebnisses stehend, schreibt Pückler am 17. Juli 1836 in Pyrgos in sein Tagebuch: „*Warum siedelt sich kein vermöglicher Kunstfreund dort [in Olympia auf dem Berge Kronium] an, um mit gehöriger Zeit, Ordnung und Folge Untersuchungen vornehmen zu können, die so unermeßliche Resultate mit Wahrscheinlichkeit versprechen, und die von der Landesregierung zu verfolgen verschmäht werden?*“ (SÖB 3, S.389 f.).

Viel konkreter in diesem Bezug ist aber ein Brief, den Pückler bereits am Tage zuvor an seinen Freund, den Archäologen Ludwig Ross in Athen, gerichtet hatte. Diesen Brief gibt Ross im vollen Wortlaut in seiner Erinnerungsschrift „Wanderungen in Griechenland im Gefolge des Königs Otto und der Königin Amalie“ wieder:

„*Pyrgos, 16. Juli 1836*

Ihr sehr liebenswürdiger Brief hat mich ungemein erfreut, und ich wünschte nur uns schon in meinem Haus zu Kyparissia, das Haupt mit einem Kranze von Oleanderblüten umwunden, auf weichen Polstern selbstgemachten Nektar trinkend, beim griechischen Mahle vereinigt zu sehen – aber es hat wenig Anschein dazu nach dem was Sie mir sagen. [.....] Jetzt aber eine Frage: Würde die Regierung wohl die Hände bieten [.....], mir das Tal von Olympia in folgender Grenze zu vollem Eigentum zu überlassen? [Es folgt die genaue Abgrenzung des erwünschten Gebietes] Sie sehen freilich ein, warum ich dies Terrain zu acquirieren wünsche, aber ich hoffe, ohne amtliche Eifersucht. Ihr Interesse, das der Kunst, kann nur dadurch gewinnen. Denn werde ich Besitzer des Grundstücks, so setze ich eine bedeutende Summe jährlich für eine systematische erschöpfende Untersuchung des ganzen Terrains aus, und bilde von dem was ich finde ein Museum an Ort und Stelle. [.....] Wo nur das Terrain untersucht wäre, folgte dem Altertumsforscher der Gärtner auf dem Fuße, und im Augenblicke wo die Altis ihren letzten unterirdisch verborgenen Schatz hergegeben hätte, wäre sie auch schon, mit möglichst restaurierten Altertümern, in einen paradiesischen Garten umgewandelt, wozu dort Boden und Klima die günstigsten sind. Geld und Ausdauer können die Sache in zehn Jahren völlig zu Stande

bringen, und was ich einmal wirklich anfang, ließ ich noch nie ohne Folge. [.....]“

Ludwig Ross, der übrigens in seinem Buch darauf hinweist, dass die Ausgrabung Olympias bereits ein Lieblingsgedanke Winckelmanns war, kommentiert mit Bedauern, dass Pücklers Plan nicht zur Ausführung kam. Der Kyparissia-Plan hingegen, von dem am Anfang von Pücklers Brief in so romantisch-schwärmerischer Weise die Rede ist, hatte noch eine Fortsetzung.²³

Nach Pyrgos, der letzten Station seiner Peloponnes-Rundreise, besucht Pückler die *glücklichen Inseln des Ionischen Meeres*, wie er sie nennt: Zakynthos, Kephallenia und Ithaka. Während der Monate August, September und Oktober bereist er Mittelgriechenland aufs Gründlichste. In Messolongi besucht er den Sterbeplatz Lord Byrons. Nach einem zweiwöchigen Aufenthalt in Patras zur Erholung reist er nach Salona und Delphi, wo nur noch das majestätische Felsental *unverändert vorhanden* ist. Er besichtigt sodann die Thermopylen und kehrt über Livadia noch einmal nach Athen zurück.²⁴

Während seines Zwischenaufenthaltes in Patras im September hatte Pückler einen Brief erhalten, der vielversprechender klang, als das, was Ludwig Ross ihm im Juli geschrieben hatte, d.h. es wird ihm die Genehmigung seiner Kaufsvorschläge für Kyparissia durch den König angekündigt. (Vorläufer, S.19) In Athen konkretisieren sich die Pläne weiter, wie es scheint, so dass Pückler guten Muts am 20. Oktober 1836 nochmals zur Peloponnes aufbricht, und zwar diesmal per Schiff. Nach kurzen Stationen in Aigina, Epidauros, Poros, Hydra und Spetsae kommt Pückler in Monemvasia an. Dort feiert er am 30. Oktober, bei strahlendem Sonnenschein, seinen 51. Geburtstag, und er fragt sich, wo er wohl seinen nächsten Geburtstag erleben wird; den vorigen hat er auf Malta im Lazarett verbracht und den vorvorigen in einer *jämmerlichen Schenke* der Pyrenäen (Vorläufer, S.157).

Der Empfang in Mystras durch alle alten Freunde ist von einer rührenden Herzlichkeit. Gleich am nächsten Tag begibt Pückler sich

23 Vgl. Ludwig Ross, Wanderungen in Griechenland im Gefolge des Königs Otto und der Königin Amalie, 1. Band, Halle 1851, S.185-188.

24 Seine Reiseroute des zweiten Halbjahres 1836 beschreibt Pückler in dem Band Der Vorläufer, der bereits 1838 herauskam, d.h. drei Jahre vor Band 2 und 3 des Südöstlichen Bildersaals, die Pücklers Griechenlandbericht des ersten Halbjahres 1836 enthalten. Siehe oben Fn.9.

nach Kyparissia. Schon auf dem Weg, schreibt er, habe er von Neuem mit Staunen die hohe Schönheit dieses reizenden Erdflecks bewundert, und fährt dann fort: „*Seit drei Jahren konnte ich mich hier zum erstenmal wieder mit Anlagen beschäftigen, und bei dem Abstecken der Grenzlinien meines künftigen Besitztums erwachte die alte Passion mit solcher Kraft in mir, dass die meisten meiner Begleiter es keuchend aufgeben mußten, mir zu folgen, wie ich unermüdet, gleich einer Gemse, die Felsen hinankletterte, und in die steilen Schluchten niedersprang, um meine Pfähle an den richtigen Ort placieren zu lassen*“ (Vorläufer, S.171 f.).²⁵

Fünf Tage widmet Pückler sich dieser von ihm so geliebten Arbeit. Als Helfer und Begleiter hat er immer einen *Haufen ihm teilnehmend ergebener Landleute* um sich, die sich im Übrigen als sehr anständig und gelehrig erweisen. Nur eines können die Griechen anfangs nicht begreifen, *aus welchem Grunde er gut bebautes Land ausließ, um stattdessen dürre Felsen mit ein paar überhängenden Kastanienbäumen sorgsam auszuwählen*. Aber Pückler verbindet mit seinem Tun auch ein ideales Ziel, das unter anderem zeigt, welch grundsätzliches Vertrauen er in das Volk der Griechen, das gerade seine Unabhängigkeit von den Türken erkämpft hatte, setzt. Er schreibt: „*Mit der Zeit hoffe ich auch hier in den niederen Ständen, wie es mir in meiner vaterländischen Provinz gelungen ist, die Verwahrlosten wieder zum Sinn des Schönen zu erwecken, der einst so Mächtiges in ihrem Volk gewirkt und der ganzen Menschheit als das erhabenste Muster Jahrtausende lang vorgeleuchtet hat*“ (Vorläufer, S.171 ff.). Während seiner kurzen Anwesenheit in Mystras stellt Pückler auch schon den Parkplan für Kyparissia fertig und die Zeichnung eines befestigten Pyrgos mit Garten. Dabei zieht er auch

25 In derselben seelischen Hochstimmung schreibt Pückler aus Sparta am 1. November 1836 auch einen Brief an Fürstin Lucie in Muskau: Es sei der wichtigste Tag in seinen Annalen, zumal er am Abstecken sei, „und zwar in Kyparissia, von neuem erstaunt über die wunderbare, romanhafte Schönheit dieses bezaubernden Ortes.“ Interessant ist sodann noch, dass Pückler in dem Privatbrief an seine Vertraute und ehemalige Gattin, die im übrigen während seiner langen Abwesenheit seine Güter verwaltete, das schnelle Entstehen seines Parks von Kyparissia nicht wie in seinem Buch hauptsächlich mit dem günstigen Klima (siehe oben, Zitat bei Fn.18), sondern mit dem vergleichsweise geringen finanziellen Aufwand begründet. Außerdem freut er sich schon im voraus auf das Kommen von Fürstin Lucie in zwei Jahren und auf ihr Entzücken über seinen Park. (Zitiert nach Cordula Jelaffke, Fürst Pückler. Biographie, Berlin 1993, S.145.)

den Architekten vom Ort, Herrn Hofer, zu Rate, der zurzeit allerdings gerade mit Fieber im Bett liegt und deswegen bei den Absteckungsarbeiten nicht mithelfen kann. Hofer war von der Regierung angestellt, um deren Beschluss, die Bevölkerung von Mystras in das neu zu erbauende Sparta umzusiedeln, zur Ausführung zu bringen. Dies war eine Maßnahme, die verständlicherweise, wie Pückler betont, auf größten Widerstand bei den Bewohnern stieß. Vor seiner Abreise aus Mystras bewirbt Pückler sich auch noch um das spartanische Bürgerrecht, das als eine besondere Gunst nicht allen gewährt werde. Er hofft, die Urkunde darüber nach Kairo nachgeschickt zu bekommen. Am Tag vor seiner Abreise sendet man ihm *so viele fette Hammel, Truten und andere Tiere, daß er wie ein Hirt mit seiner Herde dem Schiffe zuziehen muss.* (Vorläufer, S.174-f.). Am 6. November 1836 bricht Pückler von Mystras auf. Während des zweitägigen Rittes zum Hafen von Monemvasia durchquert er wiederum Landschaften, die er als *über alle Beschreibung entzückend* oder als *paradiesisch* bezeichnet. Seinen Eindruck davon beschreibt er an einer Stelle besonders ausführlich: „.....*Wir gelangten in eine paradiesische Gegend, die ganz verschieden von Sparta, nur einem idyllischen Garten glich und von keiner künstlichen Anlage dieser Art leicht zu übertreffen sein möchte, [.....] Der fruchtbarste Boden war hier mit goldgrünem Gras bedeckt, auf dem Tausende von Valonidi-Eichen, in mannigfaltige lockere Gruppen verteilt, standen. Eben so viel inselartig ausgestreute Massen der schönsten und üppigst treibenden immergrünen Büsche wechselten mit den Bäumen ab; [.....] Auf einigen sich zwischen den Baumgruppen erhebenden Hügeln sah man einen dicht geschlossenen Erikenflor, für den mancher Engländer Tausende geben würde, wenn er ihn so in seinen Pleasureground versetzen könnte. Viele einzelne Exemplare dieser Prachtpflanze erreichten die volle Größe und den Umfang des chinesischen Flieders, mit eben so langen Blumenbüscheln, die auch in gleich feuriger Lilafarbe prangten. Und welche Aussicht zwischen diesem Blütenreich! Das Meer mit der wunderbar gezackten Halbinsel Xili, der ganze Golf von Cap Malia [Malea] bis Cap Matapan [Tainaron], des Taygetos Riesenkette mit dem sich anschließenden Kranz aller andern Berge und Vorhügel, welche auf drei Seiten die Ebenen von Sparta und Elos umschließen – in der Nähe romantische*

Felsen aller Formen, und längs ihrem Fuß ein kaum absehbarer Eichenwald“ (Vorläufer, S.182 f.).

Nach einem weiteren abenteuerlichen Ritt in tiefster Dunkelheit kommt Pückler schließlich in Monemvasia an, wo das für ihn dort hinbestellte Schiff wartet. Um 1 Uhr nachts wird das Mittagmahl serviert, „*worauf wir gegen 2 Uhr, ohne ferneren Zeitverlust, nach Milos unter Segel gingen*“ (Vorläufer, S.188). In diesem Augenblick ahnte Pückler gewiss noch nicht, dass es sein endgültiger Abschied von der Peloponnes sein sollte, ja, dass er Griechenland, nach seiner nochmals fast zweimonatigen Reise durch den Archipelagos, nie wiedersehen würde. Es traf sich, dass Anfang 1837 Graf von Armansperg, der Pücklers Kaufpläne immer in hohem Maße gefördert hatte und der ihm auch das Schiff „Nauplia“ für seine Weiterreise zur Verfügung gestellt hatte, durch König Otto aus seinem Amt als Erzkanzler entlassen wurde und bereits im März Griechenland für immer verließ. Hauptsächlich daran, so scheint es, sind Pücklers Zukunftspläne für Griechenland gescheitert.²⁶

Pückler war auf seiner Reise durch Griechenland während des ganzen Jahres 1836 nicht eigentlich auf der Suche nach Arkadien. Der Landschaft und dem Verwaltungsbezirk Arkadien begegnete er im Februar 1836 in dem tief verschneiten Aroaneia-Gebirge, und er begab sich in Lebensgefahr, um diese absolut einmalige Landschaft in ihrer wilden Schönheit zu erleben. Das idyllische Arkadien fand er in der Nähe Olympias, und auch er besang es schwärmerisch. Davon abgesehen aber hat ihn die Peloponnes, und ganz besonders in ihrer Mitte die Gegend von Sparta-Mystras, so begeistert, dass er, der große Naturliebhaber und Gartenkünstler, ernstlich erwog, sich dort für immer anzusiedeln. Pückler war, wie wir verschiedentlich aus seinem offenen autobiographischen Bericht herauslesen konnten, ein Mann des spontanen Entschlusses. Die Pläne, die seiner künstlerischen

26 Die Angabe, dass Armansperg die Nauplia zur Verfügung gestellt habe, stammt von Heinz Ohff, *Der grüne Fürst*, (München 1993, S.213), während Pückler selber in seinem Vorläufer meines Wissens nichts darüber sagt. Nebenbei sei dazu bemerkt, dass Heinz Ohff in seinem an sich schwungvoll geschriebenen und gut lesbaren Buch, mit dem er laut dem Untertitel das [ganze] abenteuerliche Leben des Hermann Pückler-Muskau zu beschreiben verspricht, die Peloponnes-Rundreise, die der Hauptgegenstand meiner vorliegenden Ausführungen ist, mit einem einzigen weniger resümierenden als Verwirrung stiftenden Absatz übergeht.

Phantasie entsprangen, waren nicht nur Luftschlösser oder bloße Gedankenspiele, sondern sollten in die Tat umgesetzt

werden. Sein Plan für Olympia geriet zwar nicht über die anfängliche gedankliche Konzeption hinaus, aber mit dem Kyparissia-Projekt war es anders. Dieser Plan entstand bereits bei Pücklers erstem Besuch in Mystras im Juni-Juli 1836. Bei dem zweiten Besuch Anfang November nahm er, mit der Absteckung der Umgrenzung des neuen Besitzes, schon ganz konkrete Formen an. Pücklers Bitte, ihm die Urkunde seiner Ernennung zum Bürger von Sparta nach Ägypten nachzuschicken, war gewiss keine Farce. Und wenn nicht zufällige ungünstige politische Konstellationen das Projekt zum Scheitern gebracht hätten, dann wäre es gut denkbar, dass Fürst Pückler-Muskau zum ständigen Bewohner der Peloponnes geworden wäre.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

Ein Tempe im Taunus Vision eines hessischen Fürsten

Ismene Deter, Bad Homburg

Tempé

*„Wann Roth und Purpur noch das Zelt von Saphyr decken,
Und ein Christallner Thau die niedre Fluren netzt!
Wann froh und sorgenlos, wann frey von Furcht und Schrecken
Den Landmann auf der Au der heitre Tag ergötzt!
Und wenn der Vögel Schaar durch seine muntre Töne
Den Menschen oft beschämt, und seinem Schöpfer singt!
Wenn endlich schwer vom Gram das Loos der Glückes-Söhne
Der Matte Sklav' des Hof's kaum in die Federn sinkt!
So eil' ich Tempé zu mich vor der Menschen Tücken
Und vor dem schwülen Tag im voraus zu erquicken!“¹*

Mit diesen Zeilen lässt Friedrich V. Ludwig von Hessen-Homburg sein langes, stimmungsvolles Gedicht beginnen, das er seinem Lusthain, dem Großen Tannenwald, nach seiner Umgestaltung in eine Parklandschaft widmete und den Namen „Tempé“ gab.² Gleich nach dem Regierungsantritt des jungen Landgrafen (1766) und seiner Heirat mit der Darmstädter Prinzessin Caroline (1768) hatte man damit begonnen, die landgräflichen Gärten mit großer Umsicht nach neuestem, englischen Geschmack, anzulegen. Davon betroffen waren mehrere traditionell genutzte herrschaftliche Anlagen, wie der Schlossgarten, der Kleine und der Grosse Tannenwald. Auch ein bereits bestehender Feldweg vom Schloss zu den Tannenwäldern sollte begradigt und zu einer repräsentativen Pappelallee ausgebaut werden, die auch den Bürgern den Zugang zum Lusthain des Landgrafen ermöglichen würde.³ Während die Umwandlung des

¹Der Landgraf, der sich schriftlich gern in französischer Sprache ausdrückte, schreibt Tempé“ mit Accent

² abgedr. in: Stella Junker-Mielke, Gerta Walsh, Gartenlandschaft in Bad Homburg v. d. Höhe. Bad Homburg 2001, nach S. 105

³ Wolfgang Bühnemann, Wann wurde die Tannenwaldallee wirklich gebaut? in:

Schlossgartens und vor allem des Kleinen Tannenwaldes maßgeblich in der Hand der Landgräfin lag, beruhte der Plan für den Großen Tannenwald auf den Vorstellungen Friedrich Ludwigs, der ganz nach seinen Wünschen frei gestaltet werden sollte. Obgleich am Ende dieser Maßnahmen, um 1773, noch nicht alles erreicht war, was dem Fürstenpaar vorschwebte, waren die neuen Anlagen bereits sein ganzer Stolz und machten deutlich, dass man durchaus entschlossen war, im Konzert der Höfe mitzuspielen. Es zeugt vom hohen Geschmack der beiden kultivierten Dilettanten, dass die stets im Schatten der Hauptlinie in Darmstadt stehende, nur teilsouveräne kleine Homburger Residenz nicht nur an Ansehen gewann, sondern sich zugleich in eine Reihe mit anderen fürstlichen Anlagen englischen Stils im hessischen Raum stellen durfte.⁴ Fortan war das Homburger Gartenreich eine Attraktion, von der Besucher sehr angetan waren. Die einen nahmen bei ihrer Abreise aus Homburg die Vorstellung von einem „pays de fée“ mit;⁵ anderen glich gar der ganze Ort einem „Spaziergang durch einen Lustgarten“.⁶

Bei der Umgestaltung seiner Gärten hatte sich der Landgraf auch von den Vorstellungen und Anregungen Christian C. L. Hirschfelds leiten lassen, einer Koryphäe auf dem Gebiet der Gartenkultur. Dabei hatte er nicht nur vom brieflichen Kontakt mit Hirschfeld profitiert, auch dessen theoretische Schriften zur Landschaftskunst hatte er, der kein Gartenkünstler war, zu Rate gezogen. Allein nachdem Hirschfeld es versäumt hatte, die Homburger Anlagen persönlich zu begutachten, was den Landgrafen tief kränkte, nahm ihre Beziehung ein abruptes Ende.⁷ Und dabei sollte es bleiben, zumal sich Hirschfeld im letzten Band seines stark beachteten Hauptwerks auch noch kritisch über Einzelheiten in den Gärten der kleinen Residenz äußerte und die Öffentlichkeit davon erfuhr.⁸ Nichtsdestotrotz hielt Serenissimus daran

Unser Homburg. Jg. 51,8 (2008), S. 8-13

4 Bernd Modrow, „Alles scheint Natur, so glücklich ist die Kunst versteckt“. Das Gartenkunstwerk Park Wilhelmsbad im 18. Jahrhundert und heute, in: Gespräche zur Gartenkunst und anderen Künsten. Regensburg 2004, S. 59

5 Johann Heinrich Merck an seine Gattin, in: Briefe aus dem Freundeskreis von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Hrsg. von Karl Wagner. Leipzig 1847, S. 21. Merck besuchte im Mai 1772 mit Goethe den Homburger Landgrafenhof

6 Didaskalia. 6. Jg. 1828, Nr. 19

7 StAH E II 1g (6)

8 Christian Cay Lorenz Hirschfeld, Theorie der Gartenkunst, Bd 5. Leipzig 1785, S. 322-323

fest, seine Gäste über die neue Allee zu den „Dannenwäldern“ zu führen, um ihnen höchstselbst die Anlagen zu veranschaulichen, fest davon überzeugt, dass sie *„noch nach Jahrhunderten stehen“* werden.⁹ Und sehr bald nachdem Wilhelm Thiery, ein Maler aus der Schule Ferdinand Kobells in Mannheim, 1785 an den Hof gekommen war, ließ er ihn einige Gemälde mit besonderen Attraktionen der Gärten anfertigen, um die Räume des Schlosses auszuschnücken und offiziellen Besuchern die Glanzstücke vor Augen zu führen.¹⁰ Aus den „Raritäten“, die Thiery auf seiner Leinwand festhalten sollte, hatte der Landgraf auch die „offene Colonnade“ im Kleinen Tannenwald ausgewählt, wohl wissend, dass selbst dieses reizvolle Gebilde vor Hirschfeld keine Gnade gefunden hatte.

In einem Brief vom 16. Mai 1773 gibt uns der Landgraf auch eine Erklärung, wie es zu dem seltsamen Namen „Tempé“ gekommen war und deutet den romantischen Rahmen an, indem sich die Taufe des Lusthains vollzog: *„auf einer meiner angenehmsten Mittagszeiten, auf der Insel, in dem zweyten Teich des Tannenwaldes, die ich mit meiner Frau und ihren drey Schwestern hielte, wurde vorgeschlagen, den Wald einen Namen zu geben. Ich fiel sogleich auf Tempé, das schönste Tal in Thessalien, am Fusse des Olympe! Mein Vorschlag wurde angenommen und die Prinzessin Amelie schnitt es auf dem nämlichen Platze in die Rinde einer Fichte ein, wo es zum beständigen Andenken des Tages und der Person wird stehen bleiben, bis es die Zeit auslöscht. Alsdann werde ich es neben diesem Platz auf eine dauerhafte Art anschlagen lassen, wann mich die Zeit selbst bis dahin nicht schon längst ausgelöschet hat“*¹¹

Liest man diese Zeilen, so klingen sie, als sei dem Landgrafen gerade erst der Name Tempe in den Sinn gekommen. Er benutzte ihn für ein Waldstück, seinen Lusthain, in dem die *„reine Luft noch von goldnen Zeiten“* herrscht, wo *„nichts den Frieden stöhrt“* und von dem er sich so angezogen fühlte, dass er *„so manche goldene Morgenstunden“* hier verbrachte, um, *„vor der Menschen Tücken und vor dem schwülen Tag im voraus zu erquicken“*.

9 Brief des Landgrafen im Archiv Rudolstadt. Kopie: STA H E II 1 g (6)

10 Ismene Deter, In den Gärten der Landgrafen zu Homburg – Am Forellenteich, in: MittVG 56 (2007), S.53-85

11 abgedr. in: Eva Rowedder, Der Grosse Tannenwald, in: MittVG 43 (1994), S. 60

Man mag darüber streiten, ob der Begriff „Tempe“ im heutigen Sprachgebrauch noch gebräuchlich ist oder nicht. Daher war er zur Zeit Friedrichs V. fester Bestandteil der gehobenen Sprache und als Topos im Bereich der Poesie, der Kunst und Musik in ganz Europa präsent. Nur auf dem Gebiet der Gartenkunst hinkte die Entwicklung vergleichsweise hinterher. Erst im frühen 18. Jh. wurde der Tempebegriff hier (wieder) entdeckt und seither überall da verwendet, wo es darum ging, einem ungemein idyllischen Ort, einem kühlen Tal, einer sanften Gartenpartie oder einer lieblichen Anlage als ganzes einen Namen zu geben. So war der Homburger Landgraf beileibe nicht der erste und einzige, der ihn benutzte. Schon im bloßen Namen „Tempe“ schwang die verklärende, durch Literatur und Kunst geprägte und nahezu kontinuierlich über Jahrhunderte tradierte Vorstellung eines locus amoenus mit:¹² immergrün, voll schattiger Haine, kühler Quellen und Bäche, sanfter Lüfte, betörender Düfte und von lieblichem Vogelgesang erfüllt; Vieh weidet auf saftigen Wiesen, und im Schatten der Bäume lagern Menschen, hingegeben der Muße, der Poesie, der Liebe oder der Musik. Oft nahm der Tempebegriff die Bedeutung von Arkadien an, der Landschaft im Innern der Peloponnes, oder von Elysium, der „Insel der Seligen“, die nur Lieblingen der Götter bei ihrem Tod vorbehalten war; oft wurde er, wie der Garten Eden und das biblische Paradies, zu einer Landschaft idealisiert, die man herbeiträumte, einer Landschaft ohne zeitliche oder örtliche Bestimmung, in der man, im Einklang mit sich und der Natur, sich in einem Dasein ewigen Glücks empfand.

Wie verbreitet diese Vorstellung von „Tempe“ in dieser Zeit im deutschen Sprachraum war, dafür gibt der Landgraf selbst ein Beispiel, als er vierzig Jahre später - auf seinem Ritt an den Bodensee - in der Nähe der Starkenburg an einem „bewässerten, felsischen Thal nach dem Odenwald“ entlangritt, „das sich mit allen neumodischen Tempés messen kann.“¹³ Auch hier stand sein Name für eine Ideallandschaft, war Synonym für einen ungemein lieblichen Ort. Auch die Anlage in Auerbach, um nur einige Stätten in der unmittelbaren Umgebung der Heimat des Homburger Landgrafen zu

12 Ernst Robert Curtius reiht Tempe in die „Abarten“ des antiken locus amoenus ein: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern, 5. Aufl. 1965, S. 202-205

13 Friedrich Ludwig Landgraf von Hessen-Homburg, Mein Ritt an den Bodensee. Erl. v. Walter Gunzert. Konstanz 1970, S. 20

nennen, galt im frühen 19. Jh. als *„Tempe der Bergstraße hessischen Antheils“*¹⁴, und ebenso hielt man das in einem engen Tal gelegene Schwalbach (Langen-Schwalbach) für ein Tempe.¹⁵ Auch das von der Landgrafenfamilie häufig besuchte Wilhelmsbad bei Hanau wird als ein solches bezeichnet, *„das nicht reizender schaffen, noch der Zauberpinsel eines Claude Lorrain schöner mahlen könnte“*.¹⁶ Aber auch aus anderen Gegenden lassen sich zahlreiche Beispiele für Tempe anführen, denn längst war der Landschaftsgarten auch in Deutschland zu einer Modeerscheinung geworden und der Tempebegriff, nicht anders als „Elysium“, ein darin immer wiederkehrender Topos. *„[weil] ferner solchen Thal eine grosse Menge von den Bergen herab kommende helle und rauschende Bäche durchschnitten, und die in ungemeiner Menge sich in denselben aufhaltenden Gesang-Vögel die angenehmste Music machen, wurde solcher Ort für den lustigsten Ort auf der Welt gehalten und nach ihm auch andere dergleichen Oerter Tempe genannt“*, erfährt man aus dem Artikel von Zedlers Enzyklopädie.¹⁷

Tempe

Anders als das Elysium oder das nach dem Sündenfall umhegte und verschlossene Paradies ist Tempe ein realer, geographisch genau fixierter, auffindbarer und begehbarer Ort, genauer ein enges Flusstal in Thessalien. Den Geographen des 16. und 17. Jh., gestützt auf antike Quellen und frühe Kartographen, bereitete es kaum Schwierigkeiten, seine Lage auf ihren Landkarten zu lokalisieren.

Tempe ist ein gigantisches Naturphänomen, herrlich und gefährvoll zugleich. Es ist ein Erosionstal mit üppiger Vegetation, durch das sich zwischen den steilen und majetätischen Graten des Olymp im Norden und des Ossagebirges im Süden auf einer Länge von knapp acht Kilometern der Peneios hindurchwindet. Da, wo der Fluss sich tief in das Gestein eingegraben hat und die schroffen Felsen zur Rechten und

14 Didaskalia 1825, Nr. 234; J.L. Gerning, Die Heilquellen am Taunus, Leipzig 1814, S. 117

15 Didaskalia 1827, Nr. 83

16 Teutscher Merkur, Jg. 1785, S. 255

17 Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexikon. 2. vollst. photom. Nachdr. Graz 1993

zur Linken mit fast senkrechten Wänden von schwindelnder Höhe gefährlich nahe zusammenrücken, erreicht es eine Breite von kaum mehr als vierzig Schritt – eine Enge, die beim Durchwandern des Tals ein banges und beklemmendes Gefühl aufkommen lässt. Zu beiden Seiten des Flusses wachsen an den Abhängen bald dichtes Buschwerk und Gestrüpp, bald sich im Wind wiegende Platanen und Pappeln, deren Zweige und undurchdringliches Laubwerk dunkle Schatten auf den Strom werfen. Malerisch hängen sie über dem grünlichen Wasser herab und entfalten den vollen Zauber des Flusstals. An vielen Stellen hat die Wucht des Wassers in tausenden von Jahren das Gestein durch Grotten und andere bizarre Felsformen ausgehöhlt. Immer wieder weitet sich das Flussbett durch Zuflüsse und Bäche, deren Wasser sich manchmal wie Felskaskaden hinab in den Fluss werfen und in rastlosem Drängen und Stürzen das Gestein tief auswaschen. Flussabwärts öffnet sich das Tal, und der Peneios mit seinen grünen Uferbänken gleitet dahin als ein sanftes, silbriges Band durch die weite und fruchtbare Landschaft, wobei er mehrmals die Richtung ändert. Bevor er das Meer erreicht, teilt er sich in mehrere Arme und mündet schließlich am südlichen Ende des Thermaischen Golfs in die Ägäis.

Im Tal selbst verläuft heute diesseits des Flusses die griechische Eisenbahn, zum Teil durch zahlreiche Tunnel geführt, während am anderen Ufer die Hauptstraße von Athen nach Thessaloniki in engen Kurven durch das Tal führt. Auf ihr zwängt sich der tägliche Strom an Personen-, Lastwagen und Bussen durch „ta tembi“, wie die heutigen Griechen das Tal nennen, das auf weite Strecken noch immer von einzigartiger Schönheit ist.

Wie wir durch antike Quellen wissen, war das Tal strategisch einer der wichtigsten Pässe,¹⁸ der die Verbindung zwischen der Küste und dem inneren Thessalien herstellte, dabei aber voller Gefahren steckte.¹⁹ Nicht nur in den Perserkriegen spielte er eine Rolle, auch Philipp von Makedonien ließ am Eingang des Tals Kastelle errichten. Zu Ruinen geworden, stellten die Römer diese wieder her, ehe sie erneut verfielen. Auch in der griechischen Mythologie hat das Tempetal große Bedeutung. Der Sage nach ist der Fluss Peneios der Vater der

18 Herodot 7,128-9, in der Übers. von T. Braun, bearb. von H. Barth

19 Livius, Ab urbe condita XLIV, 6,5 ff.

Nymphe Daphne, einer schönen und keuschen Jägerin und Gefährtin der Artemis, die im Tempetal beheimatet war. Im Pass selbst stand ein Heiligtum für Apoll, denn das Tempetal war Teil der Heiligen Straße, die es mit Delphi verband. Im Tempetal hatte Apoll den Python getötet, der das von ihm selbst begehrte uralte Orakel in Delphi bewachte. Damit hatte er schwere Schuld auf sich geladen. Um die Götter zu beschwichtigen, reinigte er sich mit den Blättern des Lorbeerbaums, denen man Zauberkräfte zuschrieb, und wurde damit entsühnt. Seither war der Lorbeer Apollon heilig. In einem feierlichen Aufzug edler Jünglinge wurden alle acht Jahre Zweige des Lorbeerbaums im Tempetal gepflückt und nach Delphi gebracht, um die Sieger der pythischen Spiele zu ehren.²⁰ Nahe am Meer lag ein zweites Heiligtum für Poseidon, der das enge Tal durch ein Erdbeben geschaffen haben soll – eine Auffassung, die Herodot vertritt und von Claudianus und Philostrat geteilt wird, während nach anderer Auffassung – so etwa Strabo und Athenaeus - die besondere geologische Beschaffenheit des Tals allein auf natürlichem Wege, ohne das Eingreifen der Götter, durch einen gewaltigen Erdstoß, zustande gekommen sein soll.²¹ Der griechische Schriftsteller Diodorus Siculus, Lucan und Seneca sehen dagegen in Herakles den Schöpfer des grandiosen Durchbruchs.²²

Spektakulär aber war Tempe in der Antike vor allem als imposantes Naturwunder. Jeder, der es betrat, war überwältigt von den sich zu beiden Seiten auftürmenden, zerklüfteten, schroffen und abweisenden Felswänden, der abgründigen Schlucht und der Gefährlichkeit des Flusses tief unten. Bezaubernd dagegen war die Schönheit des Tals in seinem kühlen, schattigen Grün, dem Duft und dem Gesang der Vögel über dem dahinströmenden Peneios, sodass man glaubte, hier sei der Garten der Musen. Allerdings ist das idyllische Bild, das sich angesichts der unvergleichlichen Schönheit des Tempetals für alle Zeiten herausgebildet und eingebürgert hat, nicht als zusammenhängende Beschreibung überliefert, sondern setzt sich aus einem Mosaik unterschiedlicher Quellen zusammen. Vergil erwähnt es in den *Georgica*, Horaz beschreibt es in seinen Oden, und auch der

20 Martin P. Nilsson, *Geschichte der griechischen Religion*. Bd 1, München 1976, S. 550

21 Strabo 9,5. 430 ; Athen. 14,639 e

22 Diodor 11,2.5; Lucan 6,343; Seneca, *Hercules Furens* 283 ff.

ältere Plinius preist die Schönheit, „*die Tempe, auf deren rechter und linker Seite sich in sanft gekrümmten Hängen die Berge, weiter, als das Auge eines Menschen reicht, erheben, wobei innen der Wald weithin grünt, und der durch den Stein grüne Peneios gleitet dahin, anmutig durch das mit Gras bewachsene Ufer und belebt vom Gesang der Vögel.*“²³ Keiner aber hat das Tempetal so überschwänglich geschildert wie der im 3. Jh. n. Chr. lebende römische Schriftsteller Claudius Aelianus mit seiner in griechischer Sprache abgefassten „*Bunten Geschichte*“, und hat sich damit zum Ahnherrn der Verklärung des Tals gemacht. Seine farbige, nicht immer konkrete und korrekte Schilderung hatte maßgeblichen Anteil daran, dass sich das Tempetal durch die Jahrhunderte als ein von aller Wildheit und Schroffheit befreites Tal präsentierte, das nur noch als idyllisches Flusstal im Bewusstsein der Menschen lebte und als solches der Liebe und der Muße geweiht war. Auch als das Tempetal im 16. Jh. als realer historischer Ort durch Landkarten verbreitet wurde, hielt man zäh an dem Phantasiebild fest. Mit der bald um sich greifenden erbaulich-moralisierenden Betrachtungsweise erweiterte sich zwar seine Bedeutung hin zu einem Ort, in dem Gott der Allmächtige Eintracht und ewigen Frieden unter die Menschen gebracht hatte, und Tempe begann nun auch in der Emblematis eine Rolle zu spielen. Nach wie vor aber dominierte die Vorstellung von dem idyllischen Tal, Inbegriff für die Schönheit der Natur, das zum symbolischen Ort geworden war. Die Sehnsucht nach Tempe scheint unstillbar gewesen zu sein und fuhr fort, die Phantasie der Menschen zu beflügeln, unberührt von naturkundlicher, geographischer oder topographischer Erkenntnis. Erst als im frühen 19. Jh. Griechenlandliebhaber, Künstler und Gelehrte sich voller Enthusiasmus nach Griechenland aufmachten und hier ernüchert feststellten, dass die antiken Beschreibungen und die davon abgeleiteten Vorstellungen vielfach nicht im Einklang standen mit dem, was sie vorfanden, - auch das Tempetal blieb davon nicht unberührt -, setzte ein Rückzug von Tempe als Ort von hoher Symbolkraft ein, das nun begann, sich von seinen literarisch-poetischen Wurzeln zu lösen. Und in dem Maße, wie objektive Beschreibungen an die Öffentlichkeit drangen und mit ihnen ein

23 Nat. hist. 4,31 in der Übers. von G. Winkler i. Zsarb. mit R. König

realistisches Abbild und sein mythischer Hintergrund verblasste, verlor sich allmählich auch die uralte Sehnsucht nach dem fernen Tal. Hier Aelians Beschreibung, die als eine der bekanntesten Quellen über Tempe maßgeblichen Einfluss auf dessen breite Rezeption durch alle Künste hatte:²⁴

„Das Tempetal ist das Gebiet, das zwischen dem Olymp und dem Ossa liegt. Das sind zwei sehr hohe Gebirge, die wie durch göttliches Wirken voneinander getrennt wurden. Dazwischen befindet sich ein Raum, der sich in der Länge über 40 Stadien (etwa 7,4 km) erstreckt, in der Breite an manchen Stellen ein Plethron (etwa 30 m) mißt, an anderen auch ein wenig mehr. Mitten durch das Tal fließt der Peneios, in den die übrigen Flüsse zusammenströmen. Sie vereinen ihr Wasser auf dem Peneios und machen ihn zu einem großen Strom.

Allerlei lauschige Plätzchen, ganz verschieden in ihrer Art, bietet diese Gegend. Sie sind nicht von Menschenhand geschaffen, sondern allein das Werk der Natur, die einst, als dieses Gebiet entstand, ihren ganzen Ehrgeiz auf seine Schönheit verwandte. Üppig und dicht gedeiht hier der Efeu und grünt und rankt, den edlen Reben gleich, an den Bäumen empor und ist mit ihnen verwachsen. Zahlreiche Stechwinden ziehen sich bis unmittelbar an die Kuppe des Berges hinauf und bedecken den Felsen, der zwar darunter verborgen ist, doch überall sieht man nur Grün. Es ist eine wahre Augenweide.

In der Ebene selbst, im Tale, sind allerlei Wäldchen und überall geschützte Stellen, wo in der Hitze des Sommers Wanderer Zuflucht und angenehmen Aufenthalt finden, der ihnen willkommene Erfrischung bietet. Es fließen auch viele Quellen durch das Tal, und zu lieblichem kühlem Trunke strömt das Wasser herbei. Man sagt, es sei gut und der Gesundheit dienlich, in diesem Wasser zu baden.

Auch Vögel - es sind vor allem Singvögel – lassen, bald hier und bald da, ihr Lied ertönen und erfreuen angenehm das Ohr. Mühelos und mit Freude geben sie den vorüberziehenden Wanderern das Geleit und lassen sie durch ihren Gesang die Müdigkeit vergessen. Solche angenehmen Rast- und Ruheplätze aber, wie ich sie eben beschrieben habe, gibt es zu beiden Seiten des Flusses.

24 Ulrich Müller, Sehnsuchtslandschaft Tempe, in: Deutsche Baukunst um 1800. Hrsg. Reinhard Wegner. Köln 2000, S. 48 ff. Zum Bild des Tempetals im frühen 19. Jh. u.a. F.C.H.L. Pouqueville, Reise durch Griechenland. Übers. V. F.C.L.Sickler. Bd 1. Meiningen 1824, S. 403 ff.

In der Mitte des Tempetales nimmt der Peneios seinen Lauf, ruhig und sanft dahingleitend wie Öl. Dichter Schatten liegt über dem Fluß, den die an seinen Ufern wachsenden Bäume mit ihren herabhängenden Zweigen spenden und so für den größten Teil des Tages die vorrückenden Strahlen der Sonne abhalten und den Schiffern ermöglichen, im Kühlen zu fahren. Alle Gemeinden, die ringsum wohnen, besuchen sich gegenseitig, um dann zu opfern und gemeinsam zu essen und zu trinken. Und da es viele Gemeinden sind, die ihre Opfer darbringen und ständig Brandopfer verbrennen, ist es verständlich, dass den Wanderer und Schiffer die lieblichsten Düfte begleiten. So macht die ständige Verehrung des Göttlichen den Ort heilig. Hier hat, sagen die Thessalier, auch der pythische Apollon auf Befehl des Zeus Buße getan, nachdem er mit seinem Bogen den Drachen Python getötet hatte, der damals, als Ge die Herrin des Orakels war, noch Delphi bewachte. Er bekränzte sich mit diesem Lorbeer aus dem Tempetal, nahm einen Zweig vom selben Lorbeer in die Rechte, und so zog der Sohn des Zeus und der Leto nach Delphi und bemächtigte sich des Orakels. Auch einen Altar gibt es genau an der Stelle, wo Apollon sich bekränzt und den Zweig abgebrochen hat. Und noch heute schicken die Delphier alle neun Jahre eine Gesandtschaft vornehmer Knaben, die von einem aus ihrer Mitte geleitet wird. Wenn die Knaben im Tempetal angekommen sind, bereiten sie ein großartiges Opfer. Dann flechten sie sich Kränze aus demselben Lorbeer, mit dem sich auch der Gott damals bekränzt hatte. und gehen wieder. Sie ziehen die sogenannte „Pythische Straße“ entlang; sie führt durch Thessalien, die Pelasgiotis, das Oite-Gebirge, das Gebiet der Ainianen, der Malier, der Dorier und der hesperischen Lokrer. Die Bewohner dieser Gebiete geben den Knaben ehrfürchtig das Geleit und bringen ihnen nicht weniger Verehrung entgegen als jene Völker, die die Abgesandten der Hyperboreer ehren, wenn diese demselben Gott ihre Opfergaben überbringen. Auch bei den Pythischen Spielen überreicht man den Siegern Kränze aus diesem Lorbeer. Soweit meine Darlegungen über das Tempetal in Thessalien“.²⁵

Mit dem Sieg über die Pythonschlange, die eine Tochter der Erdgöttin Gaia und eine große Prophetin war, hatte Apollon jedoch, wie

25 Aelian, Varia historia III. 1. zit nach der Übers. von H. Helms. Leipzig 1990

erwähnt, den Zorn der Götter heraufbeschworen und wurde ins Tempetal verbannt.²⁶ Da Apoll Eros, den Gott der Liebe, verspottet hatte, ließ Eros ihn durch einen Pfeil in Liebe zu Daphne fallen, während ein zweiter Pfeil Daphne traf, der sie für die Liebe unempfänglich machte. In wilder Jagd durch die Wälder verfolgte Apollon sie nun in brennender Liebe, bis er sie an den Ufern des Peneios an ihren wehenden Haaren beinahe erfasst hätte. Mit letzter Kraft flehte Daphne ihren Vater um Hilfe an, worauf ihre Füße augenblicklich Wurzeln schlugen und ihre Brust mit einer Rinde überzogen wurde. Aus ihren Haaren sprossen die Blätter eines Lorbeerbaums und aus ihren Armen seine Zweige. Apollon konnte nur noch Daphnes zum Baumstamm gewordenen Leib umfassen und musste von seiner Verfolgung lassen.

Allgegenwärtig in Dichtung, Kunst und Musik

Es fragt sich, woher das kultivierte Publikum in Europa sich die Kenntnis über „Tempe“ verschaffen konnte, denn der Begriff wurde vielfältig aufgegriffen, und die verstreuten Plätze lassen sich nicht leicht überblicken. Unbestritten war die antike Mythologie eine wichtige Quelle für seine Rezeption. Seit dem Mittelalter, mit dem Höhepunkt im 12. Jh., war sie die wichtigste Vermittlerin antiker Stoffe für die europäische Literatur, die bildende Kunst und seit dem 16. Jh. auch für die Musik.²⁷ Tempe begegnet uns zunächst im Mythos von Daphne und Apoll, genauer: von Daphnes Verfolgung und Verwandlung, der nach der Schilderung der Entstehung des Kosmos den Auftakt für Ovids „Metamorphosen“ bildet.²⁸ Nicht nur hat dieser Mythos lange nachgewirkt; auch das Tempetal selbst, das in der Rezeption eine eigene Rolle einnahm, hat die Zeiten überdauert. Seitdem Ovid in seiner Erzählung des Mythos unvermittelt zur Beschreibung des Tempetals überleitet, dem Flusstal des Peneios, den Gefilden der Nymphe Daphne, wird der Mythos mit dem Tempetal assoziiert. Als zu den meistgelesenen, übersetzten und bearbeiteten Werken der Weltliteratur zählend waren Ovids

26 Michael Grant u. John Hazel, Lexikon der antiken Mythen und Gestalten. 11. Aufl. München 1980

27 Marion Giebel, Ovid. Reinbek b. Hamburg 1991, S. 126 ff.

28 Ovid, Metam. 1,452

Verwandlungsgeschichten wie kaum eine andere Dichtung noch in der Goethezeit eine sprudelnde Quelle der Überlieferung antiker Stoffe und Bilderwelt.²⁹ Die darin so unnachahmlich in bunter Folge erzählten Götter- und Heroengeschichten bildeten einen phantastischen Fundus für ein Publikum, das der alten Autoren, und besonders Ovids, nie überdrüssig wurde. Ebenso hatte auch die Fülle bildlicher Darstellungen der Metamorphosen, die die mythische Welt nun auch visuell erlebbar machten, Ovid zu lang anhaltender Beliebtheit verholfen. Dabei wurde nicht immer direkt aus den Quellen geschöpft; zahlreiche Hand- und Wörterbücher zur klassischen Antike, auch zeitgenössische, gehörten zum Repertoire gelehrter, literarisch gebildeter Künstler, mochten sie auch nicht immer zuverlässige Angaben enthalten.³⁰ Die Phantasie der Künstler, die sich des reichen Schatzes nach Kräften bedienten, ließ sich in jeder Zeitepoche von den mythischen Gestalten und Ereignissen fesseln, die sie umsetzte, dabei variierte, neu kombinierte oder ins Moralische deutete. Die Vorliebe für diese Stoffe hatte auch damit zu tun, dass sie sich durch Anspielungen leicht auf das jeweilige Zeitgeschehen, auf den betreffenden Fürsten oder das Fürstenpaar, anwenden ließen. Kaum ein Dichter daher, der nicht von den Themen und Motiven der griechisch-römischen Mythologie Gebrauch gemacht oder einzelnen Figuren, als Vorbilder für das eigene Personal benutzt, zu neuer Popularität und damit quasi zu ewigem Leben verholfen hätte. Auf die italienische Literatur und das französische Theater haben die mythischen Gestalten dabei besonders eingewirkt und durch ihre Popularität unweigerlich auch auf andere europäische Länder übergreifen.

Mit der Erzählung von Apoll und Daphne in den „Metamorphosen“ hatte neben dem lieblichen auch das wilde Tempetal darin seinen festen Platz gefunden, die Schlucht und der tosende Fluss werden vom Dichter in mächtigen Worten beschrieben.³¹ Vom Mythos losgelöst bot Tempe zahlreichen Stoffen den idealen Rahmen für eine Welt, die

29 Maria Moog-Grünwald, *Metamorphosen der Metamorphosen. Rezeptionsarten der ovidischen Verwandlungsgeschichten in Italien und Frankreich im XVI. und XVII. Jahrhundert.* Heidelberg 1979, S. 21 ff.

30 Jean Seznec, *Das Fortleben der antiken Götter. Die mythologische Tradition im Humanismus und in der Kunst der Renaissance.* München 1990, S. 163 ff.

31 Ovid, *Metam.* 1,568

sich den Kategorien für Raum und Zeit entzog. Als isoliertes Einzelmotiv nahm Tempe eine eigenständige Rolle ein und war als Code für einen pastoralen Schauplatz und abgelegenes Refugium ein Topos, auf den Dichter gern zurückgriffen, die in der Nachfolge antiker Hirtendichtung standen. In Italien waren es vor allem Petrarca, Sannazaro, Tasso und Battista Guarini, in Deutschland wurde sie im 18. Jh. vor allem von Gottsched, Salomon Gessner, Gellert, Gleim und dem jungen Goethe repräsentiert. Auch das französische Publikum schätzte dieses Genre. So spielt auch das gefällige Bühnenstück „*Les amants magnifiques*“, für das kein Geringerer als Molière vom König den Auftrag erhielt, in der Idylle des antiken Tempetals.³² Hier, im Tal der Liebe und des Tanzes, gibt es einen Hain der Diana und einen Tempel des Phoebus. Nymphen singen in ihren Grotten, Dryaden und Faune führen ihre wilden Tänze auf. Den Höhepunkt aber bilden die pythischen Spiele im Tempetal mit tanzenden Priestern und Priesterinnen, Springern und Sklaven, die ausgelassen ihre Freilassung feiern, bevor zur großen Schlusszene schließlich Phoebus zu den Klängen von Trompeten und Violinen durch eine Arkade die Bühne betritt. Bei der Aufführung der Komödie mit Pantomimen- und Ballett-Einlagen in Saint-Germain-en-Laye im Jahr 1670, für die Jean-Baptiste Lully die Musik schuf, trat übrigens, wie dies bei Aufführungen des Hofes häufig der Fall war, Ludwig XIV. auf und zwar als Neptun wie auch als Phoebus, das Haupt von einer Strahlenpracht umkränzt. Der Auftritt des Sonnenkönigs in der Rolle des Phoebus sollte sein letzter als bravouröser Tänzer sein.

Im Wechselspiel zwischen Dichtung und bildender Kunst bildete sich über Jahrhunderte hinweg das Tempe-Wunschbild heraus: ein Blick auf die Malerei zeigt auch hier die große Bedeutung der antiken Mythen. Wie andere Gottheiten sind die Gestalten von Apoll und Daphne in der Malerei nie verblasst, haben nie an Frische verloren, sondern in einer langen Kontinuität zu immer neuen Darstellungen inspiriert. Die mit dem Mythos so eng verschränkte und das Tempetal meinende Landschaft entsprach darin der Vorstellung, die sich vor allem unter dem Einfluss von Aelian gebildet hatte. Ob in den illuminierten Handschriften der „Metamorphosen“, in den primitiven

32 Molière, Sämtliche Werke in sechs Bänden. Übers. v. M. Beutler [u.a.] Bd 5. Leipzig 1911

Holzschnitten früher Drucke, auf Stichen, Gemälden und Fresken, auf Gobelins, Fayencen und Porzellan – überall stößt man auf die Vorstellung einer Landschaft des Tempetals, dem alle Wildheit und Schroffheit der Berge, oft selbst der Fluss, und schließlich auch alle architektonischen Elemente genommen sind, nachdem sich die bildliche Landschaftsdarstellung anfangs nur auf ein Minimum von Natur beschränkt hatte und oft durch städtische Phantasiearchitektur aus Türmen, Brücken und Mauern ergänzt worden war. Diesem idyllischen Bild, das sich kaum von den antikisierenden Bildthemen trennen lässt, wie sie uns seit etwa 1500 die Gemälde von Bellini, Giorgione, Tizian, Previtali oder auch Cranach vermitteln, entsprach – um nur einige wenige Beispiele herauszugreifen – etwa Antonio Pollaiuolos Gemälde von „Apoll und Daphne“, oder Dosso Dossi's „Apollo“ (Abb. 1). In diesem Sinne verstand man auch die Fresken Domenichinos im Inneren der Villa Aldobrandini in Frascati; so auch fasste man die landschaftliche Kulisse von Poussins „Apoll und Daphne“ auf. Und auch die von Boucher nach der Pantomime „Les Vendanges de Tempé“ von Charles-Simon Favart geschaffene Folge von Gemälden im Palais Soubise in Paris, in denen die Liebesgeschichte der jungen Schäferin Lisette in einer Naturidylle ausgebreitet wird, gaben das herrschende Bild vom lieblichen Tempetal wieder, in dem sich Sehnsucht und Wunschträume trafen. Als pastorale Idylle bot das Tal den denkbar geeigneten Hintergrund auch für die amourösen Verwirrspiele und Intrigen und lieferte häufig die gewünschte Folie für die galanten und pikanten Liebesabenteuer des Rokoko.

Lully war nicht der einzige Musiker, der eine im Tempetal spielende Handlung vertont hat. Angesichts der Bedeutung, die die Mythologie seit der Renaissance für die Musik, zumal die frühe Oper und das Singspiel, besitzt, überrascht es kaum, dass die Libretti mit antiken Stoffen durchsetzt sind oder auf Ovid basieren. Und nicht selten war dabei das Tempetal, das die Sehnsucht nach arkadischer Landschaft und idyllischem Hirtenleben reflektierte, in der Musik des 17. und des 18. Jhs., dem eigentlichen Zeitalter der Schäferpoesie, Ort des Geschehens. Gerade hier, in den Libretti mit der Handlung in bukolischer Landschaft sind „Arkadien“ und „Tempe“ geradezu auswechselbar, auch wenn im Titel der Werke „Tempe“ nicht ausdrücklich erscheint. In zahlreichen Buffo-Stücken, in lyrischen und

melodramatischen Opern, in den zeittypischen Balletts und Pantomimen, ist die Handlung in das idyllische Milieu des Tempetals eingebettet und dabei oft aufs engste mit dem Personal Arkadiens verknüpft. Auch die beliebten, im Freien aufgeführten Serenata spielten in pastoralem Milieu und benutzten mit Vorliebe Stoffe der antiken Mythologie. Gewöhnlich lösten sich dabei die Figuren in der Schlusszene aus ihrem mythologischen Rahmen, um der Person des Fürsten in seiner Güte und Großmut zu huldigen. Nicht nur Lully, auch nach ihm Jean Philippe Rameau (*Les courses de Tempé*), ferner Jean-Georges Noverre (*La fete de Tempé*), Antoine Dauvergne (*Les amours de Tempé*) bis hin zu Antonio Sacchini (*L'Avaro deluso, o Don Calandrino*), Giuseppe Gazzaniga (*Il Calandrino*), Ristori, (Calandro)] Vivaldi (*Dorilla in Tempe*), Gaetano Andreozzi (*Gli amanti in Tempe*) und Albinoni (*Il nascimento dell'Aurora*), Johann Georg Schürer (*Calandro*) oder Giuseppe Petrosellini (*Il ritorno di Don Calandrino*) beziehen das Tempetal in die Handlung ein. Die Figur des Calandro oder Calandrino, immer wieder Mittelpunkt populärer Opern, der, von den Städtern enttäuscht, beschließt, der Stadt Larissa in Thessalien den Rücken zu kehren, um im idyllischen Tempetal zum einfachen Leben zurückzufinden, stützt sich im übrigen auf den einfältigen Calandrino in Boccaccio's *Decamerone*, mit dem Bürger der Stadt üble Scherze treiben.³³ Alle diese damals auch auf deutschen Bühnen erfolgreichen, im heutigen Konzertbetrieb allerdings kaum präsenten französischen, italienischen und deutschen Komponisten bewegten sich mit einzelnen Bühnenwerken in den arkadischen Gefilden des Tempetals um sie einem Publikum zu präsentieren, das sich an idyllischen Szenerien nicht satt sehen konnte.

Die breite und vielseitige Bildung des Homburger Landgrafen beruhte zu weiten Teilen auf dem vertrauten Umgang mit den großen Werken der Literatur, der Geschichte und Philosophie und zwar gleichermaßen antiker wie zeitgenössischer Autoren.³⁴ Ein empfindsames Temperament, „*Vertrauter der Musen und Freund der Natur*“,³⁵ besaß

33 *Decamerone* VIII,3; VIII,6; IX,3; IX,5

34 Notker Hammerstein, Fürstenerziehung der Frühen Neuzeit am Beispiel Hessen - Homburg, in: *Bad Homburg vor der Höhe 782-1982*. Bad Homburg 1983, S. 189

35 Isaak von Gerning, *Die Heilquellen am Taunus*. Ein didactisches Gedicht in vier Gesängen. Leipzig 1814, S. 120. In einem Brief an seinen Darmstädter Schwager bemerkt er: „les beaux arts ont de tous temps trouvé un asyle à Hombourg“, *StAH*, E

er großen Kunstsinn und fuhr mit den Seinen häufig wegen eines Theaterstücks oder einer Oper nach Frankfurt. Auch an Konzerten benachbarter Höfe, etwa Darmstadt mit seiner intensiven Musikpflege und dem faible für die französische Kultur, nahm die landgräfliche Familie häufiger teil. Blättert man im „Hofjournal“ des Kabinettssekretärs Armbrüster, so ist man kaum überrascht, dass bei Hoffesten oder den regelmässig zelebrierten Jubiläen hin und wieder auch in Homburg Konzerte gegeben und zeitgenössische Bühnenwerke durch Mitglieder der bescheidenen Kapelle, der kleinen Hofgesellschaft und der Prinzenkinder aufgeführt wurden; so etwa 1782 gleich mehrmals die komische Oper „Le Huron“ von André-Ernest-Modeste Grétry, einem in den europäischen Metropolen sehr erfolgreichen und am Landgrafenhof noch lange Zeit geschätzten wallonischen Komponisten.³⁶ Der Landgraf hatte dieses Stück zweifellos in Frankfurt oder in Darmstadt gesehen. Bei seiner durch die Poesie sensibilisierten Empfindsamkeit - er verehrte die Schweizer Dichter Salomon Gessner und Albrecht von Haller, viele Jahre verband ihn eine enge Freundschaft mit Klopstock und Lavater, immerhin vier Jahre hat Hölderlin in Homburg zugebracht, der Landgraf kannte persönlich auch die mit Klopstock und Matthison befreundete Friederike Brun und andere poetische Talente, und natürlich war er über das Wirken literarischer Kreise stets im Bilde – bei diesem feinen poetischen Gespür war sich der Landgraf der Bedeutung, die die Begriffe „Arkadien“ oder „Elysium“ für die Dichtkunst, besaßen, wohl bewusst; unzählige Male tritt hier auch der Tempetopos auf, und mehrfach benutzt sie der Landgraf selbst.

Als jemand, der viel gereist ist, sich auch mit Reiseliteratur umgab und Bücher über ferne Länder kommen ließ,³⁷ ist nicht völlig auszuschließen, dass er während eines Besuchs bei der Herzogin Louise, einer Schwester seiner Frau und mit Carl-August von Sachsen-Weimar verheiratet, vielleicht sogar das prachtvolle „Parergon“-Exemplar des Abraham Ortelius aus dem bedeutenden herzoglichen Kartenbestand mit dem Stich des Tempetals in der Hand

II 1g (12)

36 12. Febr. 1782

37 Vgl. die Eintragungen über die Auswahl von Neuerscheinungen durch den Landgrafen in Johann Heinrich Armbrüsters „Hofjournal“

gehabt hat.³⁸ Notker Hammerstein hat auf die Bedeutung von Karten und Reiseliteratur für die Cavalierstour homburgischer Prinzen hingewiesen. Wie in anderen Residenzen war es auch in Homburg häufig üblich, „Landkarten in den Räumen der Prinzen aufzuhängen“, um sie auf ihre Reise durch Europa vorzubereiten.³⁹

Kartographie

Tatsächlich waren seit dem 16. Jh. Karten, Atlanten und Veduten mit Darstellungen auch antiker Stätten und Landstriche aufgekommen. Vor allem niederländische Drucker und Verleger sorgten für deren Verbreitung und förderten das Interesse an historischer Geographie im Europa des Entdeckungszeitalters. So erschien erstmals 1590 in Antwerpen auch ein Stich mit der Bezeichnung „Tempe“, der auf den überlieferten antiken Beschreibungen und älteren kartographischen Vorlagen beruhte und ein Bild zeichnete, das nur wenig mit der Realität zu tun hatte. Er gehörte zu dem als „Parergon“ bezeichneten Anhang des berühmten „Theatrum orbis terrarum“ von Abraham Ortelius, einem Atlantenwerk, das mit großem Enthusiasmus aufgenommen und in zahlreiche Sprachen, darunter 1572 auch ins Deutsche, übersetzt worden war. Abraham Ortelius war ein stark an Geographie interessierter Gelehrter mit umfassender Bildung, die er durch Reisen ständig erweiterte. 1552 unternahm er die erste von mehreren Italienreisen zusammen mit dem Maler Pieter Breughel.⁴⁰ Er beherrschte mehrere Sprachen, darunter Griechisch und Latein, und war mit den klassischen Autoren vertraut. So war er für die historische Kartographie geradezu prädestiniert. Das Tempetal allerdings, das zu dieser Zeit und noch lange danach zum Territorium des Osmanischen Reiches zählte, hat er nie gesehen.

Das „Parergon“ bildet eine Serie von insgesamt 38 Blättern, auf denen Stätten und Landstriche der Welt in römischer Zeit erfasst sind, wobei fast alle eigenhändig von Ortelius erarbeitet wurden. Der darin gezeigte 48 x 36 cm große Kupferstich des „Tempe“ wurde zwischen

38 Auskunft der Anna-Amalia-Bibliothek Weimar vom 13. 2. 2008

39 Hammerstein, Fürstenerziehung (Anm. 34), S. 154 f.

40 Peter H. Meurer, *Fontes Cartographici Orteliani. Das „Theatrum Orbis Terrarum“ von Abraham Ortelius und seine Kartenquellen.* Weinheim, 1991, S. 22 f.

1590 und 1624 in 3.800 Abdrucken in ganz Europa verbreitet. (Abb.2) Nach 1624 war das „Parergon“ auch als selbständiges Werk auf dem Markt. Bei der Wiedergabe des Tempetals, dessen kolorierter Stich sich auf ältere Kartenvorlagen stützt, bezieht sich Ortelius ausdrücklich auch auf die antiken Quellen – so vor allem auf Herodot, auf Varro und Ovid und besonders auf Aelian. Den Überschaulandschaften Pieter Bruegels und Joachim Patinirs vergleichbar, zeichnet er in einem weiten landschaftlichen Ausblick auf die thessalische Ebene ein stückweit den Verlauf des Flusses im Tempetal, wo sich zu beiden Seiten die bizarren, spitzen und schroffen Felsmassive von Olymp und Ossa auftürmen, bevor ein Zufluss in den Peneios einmündet oder der Peneios das Meer erreicht. Seine Ufer werden malerisch von lockerem Buschwerk und breiten Rasenbänken gesäumt, die von zahlreichen Zuflüssen durchbrochen werden. In den Landschaftsraum eingebettet sind Menschen, die auf den Wiesen, am Ufer, ihren Gott preisen, im Fluss baden oder einträchtig beieinander ruhen, nachdem sie im Heiligtum geopfert haben. Im Bildvordergrund, in einem Hain verborgen, erhebt sich ein kleiner, überkuppelter, dem Juppiter geweihter Rundtempel, dessen Existenz auf Varros Bericht zurückgeht. Die idyllischen Auen im Bildvordergrund dagegen, die Rast- und Ruheplätze, auf denen die Menschen gemeinsam essen und trinken, die geschmückten Boote auf dem Fluss, die aus den bewaldeten Tälern herabströmenden Bäche und die Wiesen, auf denen die Menschen lagern, verdanken sich anderen antiken Beschreibungen des Tempetals, in erster Linie Aelian.

Wie sehr sich der Stich von Ortelius dem Publikum eingepägt hatte, zeigt die Tatsache, dass er gut einhundert Jahre nach seiner Erstausgabe geringfügig verändert Aufnahme in dem Werk „Thesaurus Graecarum antiquitatum“ des Jacobus Gronovius fand, einer zwischen 1697 und 1702 in Leiden erschienenen aufwendigen Folioedition, die sich mit ihren Illustrationen an ein breiteres Publikum richtete. Auch dieses immerhin dreizehn Bände umfassende Werk erlebte eine nochmalige Auflage und gehörte zum festen Bestand kirchlicher wie weltlicher Bibliotheken.

Damit erfuhr der Stich mit der Wiedergabe des Tempetals weitere Verbreitung. Gronovius' „Thesaurus“ enthält noch ein zweites Blatt

mit der Darstellung des Tempetals. Es handelt sich um eine Vedute, die zusammen mit Ansichten von Dodona und Thessaloniki auf einem Blatt erscheint und in ihrer antikisierenden Art an die heroischen Landschaften Nicolas Poussins erinnert. Wie dort bewegen sich kleinfigurige Staffagen in der weiten Landschaft, fern am Horizont eine Bergkuppe, die jedoch nichts gemein hat mit der phantastischen und schroffen Felsenkulisse des Tempetals im Stich des Ortelius. Im Vordergrund ein breites Gewässer, das zu beiden Seiten von Rasenbänken eingefasst wird. Figuren in antiken Gewändern bewegen sich um einen Brunnen, eine Grotte und einen Altar und scheinen in den Anblick der lieblichen Natur versunken zu sein. Es ist leicht vorstellbar, dass dieses Blatt eher den Geschmack des Publikums um 1700 getroffen hat als die unwirkliche, fast unheimliche und zugleich erhabene Landschaft des Abraham Ortelius.

Weniger romantisch, vielmehr eher simplifiziert und schematisch, nimmt sich dagegen ein Stich des Tempetals aus dem Jahr 1660 aus, den der Rostocker Kartograph Johannes W. Lauremberg zusammen mit 30 anderen Stichen in seiner „Graecia antiqua“ abdruckte. Dabei stützte er sich möglicherweise auf eine Abbildung, die auf den im frühen 16. Jh. in Venedig tätigen griechischen Gelehrten Nikolaos Sophianos zurückgeht.⁴¹ Lauremberg selbst jedenfalls kannte Griechenland nicht aus eigener Anschauung. An der Zusammenstellung Laurembergs von griechischen Landstrichen, Städten und Inseln, in die neben den so bedeutenden Regionen und Stätten wie Attika, Böotien, Eretria und Korinth auch das mythische Tempetal aufgenommen ist, wird der hohe Rang erkennbar, den das Tal im fernen Thessalien im Bewusstsein der Zeit traditionell einnahm.

Gartenkunst

Die Idee für sein Tempe war aber nicht allein durch die Poesie, Musik und die Schönen Künste und auch nicht nur durch Landkarten und Stiche in dem Homburger Landgrafen geweckt worden. Eine außerordentlich große Rolle spielte dabei als weiterer Bereich die Gartenkunst, denn hier vollzog sich seit geraumer Zeit ein

41 Bjarne Schartau, ELLAS – Graecia universalis - Hans W. Lauremberg als Kartograph Griechenlands, in: Die Rezeption der Antike und der europäische Philhellenismus. Frankfurt a.M. 1998, S. 322

tiefgreifender Wandel, der an den europäischen Höfen aufmerksam verfolgt wurde. Seit den dreißiger Jahren des 18. Jhs. waren zunehmend Anlagen entstanden, die sich von der starren Regelmäßigkeit traditioneller Barockgärten weitgehend befreit hatten. Ihre Gestaltung ging von einem neuen Verständnis der Natur aus, wie es auch durch die Schriften Rousseau's vermittelt wurde. Dabei hatten die Schöpfer der neuen Anlagen die Landschaftsmalerei vor Augen und richteten ihr Interesse auf die dieser eigenen Merkmale wie Repoussoirs, die Staffelung der Bildgründe, Licht- und Schattenwirkung, Farben und Staffagen, um mit ihnen auch bei der Gartengestaltung zu experimentieren und diese wie ein Bild zu begreifen. Bevorzugtes Vorbild war die ideale, romantische Landschaftsmalerei des 17. Jhs., neben der der Niederländer mit Ruisdael, Hobbema oder Everdingen vor allem die Gemälde Claude Lorrains, Poussins, Dughets und Salvator Rosas. Den Anfang machten englische Adelige auf ihren Landsitzen, als sie bei der Gestaltung ihres Gartens von der umgebenden Landschaft ausgingen und der Anlage künstlerische Gestalt verliehen.⁴² „*Alles scheint Natur, so glücklich ist die Kunst versteckt*“ – so beschreibt Hirschfeld seinen Eindruck vom Park Schönbusch bei Aschaffenburg und macht damit den großen Einfluss der englischen Gartenkunst auf den europäischen Kontinent in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. deutlich.⁴³ Die Folge war, dass der formal angelegte Garten französisch-holländischen Stils, le „Grand Style“, bald als überholt galt. Dass auch ein so bescheidener Hof wie Homburg zu einem vergleichsweise frühen Zeitpunkt sich bereits dem englischen Landschaftsstil zuwandte, illustriert eindringlich, wie sehr man danach trachtete, auf der Höhe der Zeit zu sein, um Anerkennung zu finden und Schritt zu halten, wenn nicht, andere zu übertreffen. Das galt zu dieser Zeit in Homburg besonders für die Gartenkunst und, soweit es die bescheidenen finanziellen Ressourcen zuließen, in geringerem Maße, auch für die Musik.⁴⁴

Schon seit dem 16. Jh. pflegten kultivierte Engländer, meist Aristokraten mit Geld und Geschmack, auf ihrer Bildungstour nicht

42 Dazu Adrian von Buttlar, *Der englische Landsitz 1715-1760. Symbol eines liberalen Weltentwurfs*. Mittenwald 1982

43 *Theorie der Gartenkunst*, Bd. V. S. 333

44 Ismene Deter, *Serenissimi harmonica – eine Episode am Hof Landgraf Friedrichs V. Ludwig*, in: *Mitt VG* 54 (2005)

nur die antiken Stätten in Italien aufzusuchen; sie pilgerten auch zu den berühmten Villen, Palästen und Gärten des 16. und 17. Jhs. in Rom, Florenz, Mailand und im Veneto und betrachteten bei ihrer Rückkehr voller Sehnsucht die Kunstwerke, die sie mitgebracht hatten, darunter auch pittoreske Ansichten italienischer Gärten.⁴⁵ Nachdem bereits im 16. Jh. der Palladianismus in der englischen Architektur Einzug gehalten hatte, begannen die jungen Lords, ganz wie sie es in Italien beobachtet hatten, ihre neuen Gartenschöpfungen nun mit abwechslungsreichen Partien und mit locker darin verteilten Grotten, Bogengängen, Labyrinthen, Eremitagen, kleinen Tempeln, Vasen, Inschriften, Brunnen, Bassins und Wasserspielen zu versehen und sich mit Statuen der antiken Götterwelt, mit Venus, Pan und den Nymphen inmitten üppiger Vegetation und Wasserkaskaden zu umgeben, die ihnen die mythische Aura und Grazie ovidischer Gestalten verliehen.⁴⁶ Zusammen mit den bald hinzutretenden „gotischen“ Elementen, mit künstlichen Ruinen und exotisch anmutenden „chinesischen“ Staffagen bildeten diese Gärten ein sonderbar miteinander kontrastierendes Stilgemisch, das sich gleichwohl als einheitliches Ganzes und als Synthese von Natur und Kunst verstand, die sich dem erschloss, der über entsprechende Bildung verfügte.⁴⁷

Zu den Gärten, aus denen die englischen Gartenliebhaber ihre Ideen schöpften, gehörten in und um Rom nicht nur der Belvederegarten im Vatikan, die Villa Ludovisi, Villa Borghese, Villa Aldobrandini oder Villa d'Este in Tivoli. Auch der verfallene Villenkomplex Kaiser Hadrians nahe Tivoli mit seinem weitflächigen Gelände zu Füßen der Sabiner Berge, der die Bildungsreisenden faszinierte und Anregungen auf Schritt und Tritt bot. Dort durfte der Fremde erfahren, dass Hadrian zur Erinnerung an die Stätten und Sehenswürdigkeiten, die er bei seinen Reisen durch die römischen Provinzen aufgesucht hatte, einzelne Partien seines Villengeländes eben diesen berühmten Plätzen, Bauten und Gegenden geweiht hatte – eine Form der Nachschöpfung, die im alten Rom Tradition hatte.⁴⁸ So hatte Hadrian in seinem

45 John Dixon Hunt, *Garden and Grove. The Italian Renaissance Garden in the English Imagination: 1600-1700*. London 1986, S. 3 ff.

46 ebenda S. 42 ff.: Ovid in the Garden

47 Adrian von Buttlar, *Landsitz (Anm. 42)*, S. 145

48 ebenda, S. 69

Gartengelände, wie aus seiner Vita zu entnehmen ist, sein Lyceum (des Aristoteles), seinen auf die Akademie Platons anspielenden Bau, sein Prytaneum, sein Kanopus, zu dem ein Kanal gehörte, dessen Säuleineinfassung aus den kopierten Koren des Athener Erechtheions bestand; es gab dort seine Poikile (Stoa) und eben auch sein Tempe – eine Partie, die das thessalische Tal vorstellte.⁴⁹ Selbst die Unterwelt hatte er dabei nicht vergessen.

Das früheste Beispiel für ein „grecian valley“ und das erste mit einer „natürlichen“ Gartenpartie auf den Britischen Inseln bietet der im 18. Jh. bedeutendste englische Landschaftsgarten des Whig-Politikers Richard Temple, Viscount Cobham in Stowe (Buckinghamshire), der 1777 seine endgültige Gestalt erhielt⁵⁰ (Abb.3). Das Tal wurde im Todesjahr von Lord Cobham, 1749, durch den jungen Architekten Lancelot Brown angelegt.

Zuvor schon konnte man in englischen Gärten hier und da an Bänken, Obelisken oder Urnen auf Zitate antiker Dichter – Ovid, Catull oder Vergil - mit Anspielungen auf das mythische Tempetal stoßen, mit denen Gartenliebhaber die Schönheit der eigenen Anlage unterstreichen wollten.⁵¹ So wurde wie „Elysium“⁵² oder „Elysische Felder“ während des 18. Jhs. auch „Tempe“ zu einem Modebegriff unter Gartenfreunden: in den vierziger Jahren pries etwa der Dichter James Thomson den Landsitz seines Freundes, Lord Lyttleton, als „British Tempè“;⁵³ und als der englische Literat Horace Walpole dem mit ihm befreundeten George Montague seinen Eindruck über Stowe mitteilte, drückte er seine Bewunderung mit den Worten aus: „one figures one’s self in Tempe or Daphne“.⁵⁴

49 Scriptorum Historiae Augustae. Hadrian 26,5

50 Michael McCarthy, Eighteenth Century Amateur Architects and their Gardens, in: The Picturesque Garden and its Influence outside the British Isles. Ed. Nikolaus Pevsner. Washington 1974, S. 40 ff.

51 Müller (Anm. 24), S. 32

52 Rudolf Wittkower, Palladio and English Palladianism. London 1974, S. 187

53 Ebda, S. 33

54 24. 9. 1762, H. Walpole an G. Montague, in: Horace Walpole’s Correspondence, hrsg. von W.S.Lewis, New Haven 1937-1983, Bd. 10, 1941, S. 44. Mit „Daphne“ ist hier nicht die Nymphe gemeint, sondern Daphne am Orontes, ein Villenvorort von Antiochia und bedeutendes Apollonheiligtum inmitten eines berühmten Lorbeerhains und zahlreicher Quellen. Dem Tempe-Stich in Ortelius’ „Parergon“ folgt derjenige von „Daphne“, der wie das Tempetal den Menschen als ein Garten von einzigartiger Schönheit erschien

Das „grecian valley“ in Stowe, das sich räumlich dem schon zuvor von William Kent geschaffenen Gelände der „Elysischen Felder“ und dem nach dem antiken Totenfluss Styx benannten Wassergraben in nördlicher Richtung unmittelbar anschließt, wird von hügeligen, elegant ausschwingenden und von jeglicher Staffage freien Wiesen gebildet, die an den Rändern malerisch von Buschwerk und lockeren Baumgruppen gesäumt werden. Das durch ausgewogene Komposition, das Kolorit und den Wechsel von Licht und Schatten sehr harmonisch erscheinende Tal lässt den Betrachter glauben, von unberührter Natur umgeben zu sein.⁵⁵ Die weiten Flächen des Tals, die nicht wie sonst von in die Parklandschaft gesetzten Staffagen belebt werden, füllt der Betrachter bei seiner Promenade nun mit Einbildungskraft und Stimmungen, die der eigenen Verfassung, dem eigenen Empfinden, Wahrnehmungen und Eingebungen entspringen und vom eigenen Rhythmus des Umherwandeln, vom Wetter oder der Tageszeit bestimmt werden, denen er sich rückhaltlos überlassen kann.⁵⁶ Kurz vor dem Tod Lord Cobhams, 1749, wurde durch Lancelot Brown auf einer seitlichen Anhöhe auch der erste Stein für eine freie Nachbildung wohl des Parthenon gesetzt, die nach ihrer erst 1763 erfolgten Fertigstellung einen weiteren griechischen Akzent in die Anlagen brachte und das Tal beherrschte.⁵⁷ Erinnerungen an das antike Griechenland riefen im Park von Stowe auch andere Staffagen hervor, so auch ein der „Alten Tugend“ geweihter Rundtempel am Ufer des Styx, in dem die Büsten von Homer, Sokrates, Lykurg und Epaminondas aufgestellt waren. Sie galten den Briten als die bedeutendsten Dichter, Philosophen, Gesetzgeber und Feldherren des antiken Griechenland.⁵⁸ Die sich in diesen Staffagen manifestierenden klassischen Neigungen Cobhams und seiner aristokratischen Freunde wie seine literarischen Beziehungen, etwa zu Alexander Pope, und seine historischen Interessen spiegelten zugleich die Sehnsucht nach einem freiheitlichen Staatswesen als Symbol für die eigenen liberalpolitischen Visionen wieder, die sich in dem als „Boy Patriots“

55 Michael McCarthy, *Eighteenth Century Amateur Architects* (Anm. 51), S. 40 ff.

56 Ronald Paulson, *Emblem and Expression. Meaning in English Art of the Eighteenth Century*. London 1975, S. 27; von Buttlar (Anm. 42), S. 79

57 von Buttlar (Anm. 42), S. 74

58 von Buttlar (Anm. 42), S. 161

bekanntem Kreis um Lord Cobham mit durchaus utopischen Zügen herausgebildet hatten.⁵⁹

Homburgs Tempe - ein „Schattenwald“

Christian Cay Lorenz Hirschfeld, Professor der Philosophie und Schönen Künste in Kiel und im Rahmen dieser Tätigkeit auch ein großer Gartentheoretiker, von dem hier immer wieder die Rede ist, hatte sich vorgenommen, die Vorstellungen englischer Gartenliebhaber dem deutschen Publikum nahezubringen. Dies gelang ihm vor allem mit seinem Werk „Theorie der Gartenkunst“, das zwischen 1779 und 1785 in fünf Bänden erschien und auf große Resonanz stieß. Ohne die englischen Gärten aus eigener Anschauung zu kennen, beschreibt er im dritten Band einige der im 18. Jh. angelegten Gärten in England, darunter auch den Park in Stowe. Da der Homburger Landgraf bei der Gestaltung seiner Anlagen nach eigenem Bekunden weitgehend den Empfehlungen Hirschfelds gefolgt war, sei ein Abschnitt aus Hirschfelds Beschreibung des „grecian valley“ wiedergegeben:

*„Ein breiter Spaziergang führt in das griechische Thal, das einen weit erhabneren Auftritt ausmacht, als irgend einer in dieser Gegen seyn kann. Nachdem es sich in eine ansehnliche Breite erweitert hat, so fängt es an sich zu krümmen; es wird schmaler und zugleich tiefer, und endlich verliert es sich in ein dichtes Gebüsch hinter einige erhabene Ulmen, hinter welchen sich sein wahres Ende versteckt. Angenehme Wälder und Heine neigen sich überall an den Abhängen herab, ... Man sieht kein Wasser, die Aussicht zu beleben; keinen entfernten Prospect, sie zu bereichern. Die Theile des Auftritts sind groß; die Erfindung erhaben, und die Ausführung glücklich. Die Szene ist unabhängig von allen zufälligen Umständen, und ruhet auf ihrer eigenen Größe“.*⁶⁰

Gärten waren die Passion des Homburger Landgrafen. Auf seinen Reisen hatte er immer wieder die Gelegenheit genutzt, auch Gartenanlagen zu besichtigen, hatte so peu à peu Kenntnisse und zugleich ein Bild über die jüngsten Tendenzen gewonnen. Natürlich gehörten auch die Bosketts aus dem verwandtschaftlichen Umfeld

⁵⁹ von Buttlar (Anm. 43) S. 109 ff., 156
⁶⁰ Bd III, (1785), S. 61 f.

seiner Frau in Buchweiler und Bergzabern dazu, und in Darmstadt hatte man 1766 damit begonnen, den „Herrengarten“ in einen englischen Park umzuwandeln. Manches davon ist in die Homburger Gärten eingeflossen, anderes geht auf Hirschfeld und den Austausch mit Gartenliebhabern der näheren Umgebung zurück, wie etwa Rumpenheim; wichtige Anstöße gingen auch von der Poesie aus oder verdankte sich eigenen Ideen und Visionen. Nichts jedoch erinnerte im „grave bois“ in Homburg, im „*schauerregenden schwarzen Ort der Einsamkeit*“ aus düsteren Fichten, durchmischt von Eichen, Lärchen, Zedern und Espen, an das sanft geschwungene, heitere, lichtgrüne und von Staffage gänzlich freie „grecian valley“ in Stowe⁶¹ - zwei Anlagen, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Was allerdings beide verband, war, dass auch das Tempe im Taunus nahezu ganz von der Persönlichkeit seines Schöpfers geprägt war. Wer den einstigen Lusthain heute betritt, wird jedoch kaum noch Spuren der fürstlichen Anlage erkennen. Hätte sich nicht ein zwischen 1773 und 1783/84 datierter, mithin zeitgenössischer, Riss erhalten, wir wüssten wenig über seine ursprüngliche Gestalt. Dieser Riss bezeichnet das Areal mit Blick auf eine 1669 gepflanzte mächtige Weißtanne als „Die Große Tanne“, was in der heutigen Namensgebung „Großer Tannenwald“ nachklingt. Ein zweiter Plan stammt aus den späteren Regierungsjahren Friedrichs V. und lässt in der Ausstattung eine leichte Weiterentwicklung des Parks erkennen.

Der in seinem Kernbereich überschaubare Lustwald lag dicht am Südhang des Taunus und war über eine um 1772 fertiggestellte Pappelallee erreichbar. Deren achsiale Ausrichtung folgte ebenso noch barocker Tradition wie mehrere breite Schneisen, die sich an markanten Punkten kreuzten und das Gelände in unregelmässige Kompartimente aufteilten. Dazwischen führte ein lockeres Netz gewundener Pfade zu einigen kleinen, verstreut liegenden Bauten und Besonderheiten. (Abb.4)

Die Zahl der zur Ausführung gelangten Elemente war verhältnismäßig gering. Im Wesentlichen handelte es sich um das fürstliche Jagdhaus, tief im westlichen Teil des Waldes gelegen und im Sommer häufig familiärer Treffpunkt. Davor hatte man von erhöhter Stelle einen

61 Heinrich Jacobi, Goethes Lila, ihre Freunde Leuchsenring und Merck und der Homburger Landgrafenhof, in: MittVG 15 (1957), S. 156

kleinen Wasserfall geschaffen, der in einen vom den Wald durchfließenden Bach abgeleiteten Wasserlauf mündete. Dieser schlängelte sich von dort in südliche Richtung und floss in den ersten von vier dort angelegten Teichen am Rand des Lustwaldes. Der zweite Teich besaß eine mit fünf Fichten bepflanzte kleine Insel, auf der die

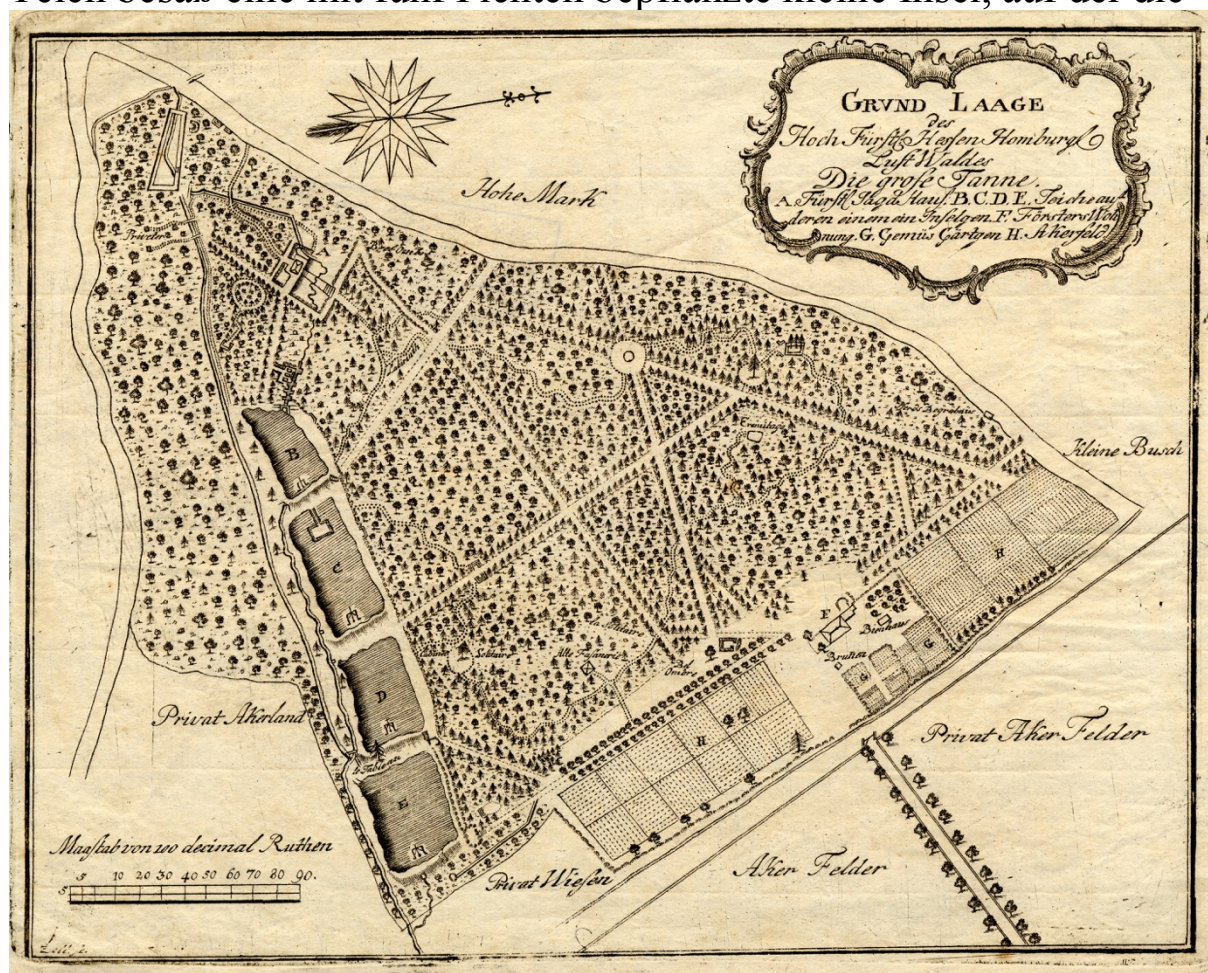


Abb. 4: Grund Laage des Hochfürstlichen Hessen Homburg Lust Waldes Die grosse Tanne. Kupferstich von Kespeld, Stadtarchiv Bad Homburg.

landgräfliche Familie an warmen Sommertagen häufig ihre Mahlzeiten einnahm. Hier war auch die Namensgebung „Tempé“ für das landgräfliche Gedicht erfolgt. Neben dem Jagdhaus vermerkt der Riss noch ein Labyrinth, eine Eremitage, ein Cabinet, eine „Alte Fasanerie“ und mehrere, im Wald versteckte, teils strohgedeckte Hütten wie auch ein „Pferdsbegräbnis“ zum Gedenken an das Lieblingspferd des Fürsten. Dem Lustwald vorgelagert waren einige kleine Nutzbauten: „Försterhaus, Bienhaus, Speishütte, Küche sowie der „Carrousell-Platz“ für die in Mode gekommenen „Ritterspiele“ und für Feste. Zu den Besonderheiten, die der Plan erwähnt, zählen

auch einige markante Bäume wie „Le Solitair“, „Bel Ombre“ und „Le Tableau“. Hinter dem Jagdhaus entstanden später, wie der zweite Plan erkennen lässt, nochmals eine Küche, eine von einem Bach durchflossene „Vertiefung“, die schon der erste Plan aufweist, ohne sie als solche zu benennen und weitere Wegeachsen. Wohl wegen begrenzter Mittel wurden einige Staffagen nicht verwirklicht: ein „Chinesischer Audienzsaal“, „fünf Gebäude“, von denen eines einen „Pfauenthron“ erhalten und von farbigen Mosaikfenstern beleuchtet sein sollte; ferner „Gebäude von Latten und Segeltuch, Springbrunnen, Grotten“ u. ä. Nur zu einem geringen Teil ausgeführt wurden Denkmäler, die des Landgrafen vaterländische Neigungen unterstrichen hätten und zugleich Ausdruck eines aufkeimenden Nationalgefühls in Deutschland wären: ein „Obelisk“, eine „Ehren Pforte“ für Hermann den Cherusker, ein „Römischer Triumphbogen“, ein „Tempel der berühmten Deutschen“ und zwei durch einen unterirdischen Gang miteinander verbundene Grotten mit dem Namen „Fingals Höhle“.⁶²

Zu letzterer hatte sich der Landgraf durch die Begeisterung inspirieren lassen, die nach der angeblichen Wiederauffindung der Gesänge des Barden Ossian aus grauer keltischer Vorzeit, um 1770, aufgekommen war, als auch die Figur von Ossians Vater Fingal ins Bewusstsein rückte.⁶³ Einige der Baulichkeiten wurden außerhalb des Kernbereichs des Lustwaldes errichtet wie ein „Bauernhaus“ an der südlichen Grenze, eine reizvolle Chinoise am Forellenteich nahe dem Dorf Dornholzhausen sowie 1790 auch ein „Der stillen Tugend“ geweihter hölzerner Tempel im ionischen Stil. In seltsamem Kontrast zur klassischen Tempelansicht war er von sieben Eichen umstellt, um in dem Besucher die Assoziation des alten Germanien aufkommen zu lassen, das man mit diesem Baum verband.

Fest steht: dieses Tempe erfüllte – abgesehen von seiner traditionellen Funktion als nahes Jagdrevier - alle Forderungen eines empfindsamen Lustgartens, wie er sich in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. - Wörlitz als glänzendes Beispiel vor Augen - in Deutschland ausbreitete. In

62 Rowedder, Der Grosse Tannenwald (Anm. 11), S. 62 f.

63 Der Landgraf kannte die Gesänge des Ossian. Ob er von der Existenz der in der Nähe des Niederwald-Denkmal um 1770 errichteten gleichnamigen Fingal-Höhle wusste, auf die mich Frau Dr. Roswitha Mattausch-Schirmbeck) freundlicherweise aufmerksam machte, ist nicht bekannt

Anlage und Ausstattung sprach er auf eine damals völlig neue Weise Gemüt und Gefühl an und weckte das Bewusstsein für die Natur. Jeder sollte am sentimental Erleben teilhaben, jeder die „angenehmen, ruhigen, heitern, stillen sanft melancholischen Wälder“ des Landgrafen genießen und den wohltätigen Einfluss der Natur spüren⁶⁴. Zugleich aber sollte er nach den Vorstellungen Friedrich Ludwigs die patriotischen Elemente, die sein Tempe zusätzlich bereithielt, darauf verweisen, dass dieses Tempe auf altem deutschen Boden ruhte, auf dem die Ahnen um ihre Freiheit gekämpft hatten. Es war ein der Welt des Hofes fern stehender Ort, der nicht dem gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsprach. In ihm fühlte und bewegte sich der Landgraf als Privatmann, und in vielem spiegelte sich sein individueller, stiller und ernster Charakter wieder. Dass die Besucher mit einem derartigen Garten noch nichts rechtes anzufangen wussten, ist begreiflich und wird durch eine anonyme Beschreibung von 1784 belegt: *„An dem Eingange eines majestätischen Fichtenwaldes, dessen dunkle Gänge die zarte Melancholie unsrer Damen bey jedem Schritt erhöhte, in denen sie durch den Eindruck dieser ihnen fremden Natur-Szene, sanft traurig und erhabene Empfindungen verspürten, und in denen sie nichts, als Bänke und Ruheplätze vermissten, um auszuruhen, und sich ihren sanften Empfindungen überlassen zu können...“*⁶⁵ Ähnlich werden auch andere Besucher damals empfunden haben.

Landgraf Friedrich V. Ludwig

Unter den Regenten des seit 1622 bestehenden, winzigen Staatsgebildes Hessen-Homburg war keiner von so eigensinnigem Charakter wie Friedrich Ludwig, der, durch strenge Zucht und religiöse Erziehung geprägt, sein Leben lang ein scheuer, grüblerischer Mensch von tiefer Frömmigkeit war. Wegen einer schweren Sprachstörung durchlief er nicht, wie alle seine Vorgänger, die militärische Laufbahn, sondern erwarb sich auf vielen Gebieten umfangreiche Kenntnisse, vor allem der Geschichte, Philosophie und Literatur und befasste sich dabei so ernsthaft auch mit antiken

64 StAH E II 1g (6)

65 Rowedder (Anm. 11), S. 61

Schriftstellern, dass er, der darüber klagte, ohne Freund zu sein, Gestalten wie „den Phocion, den Aristid, den Xenophon, den Timoleon, den Socrat, den Cato, den Cicero, den Brutus, den Marc Aurel“ seine Freunde nennt.⁶⁶ Und so hatte er Büsten des Timoleon, Phokion und des Brutus anfertigen lassen, die seinen Schreibtisch schmückten.⁶⁷ Mit zahlreichen Persönlichkeiten, darunter Gelehrte und Schriftsteller, führte er eine rege Korrespondenz. Viel Zeit verbrachte er auch mit den Schriften der Theologen, deren neueste Publikationen er sich kommen ließ und vertiefte sich auch in Predigten und Erbauungsbücher.⁶⁸ Repräsentative und gesellschaftliche Aufgaben waren seine Sache nicht. Sein Wirken als nachsichtiger, tolerant gesinnter Landesherr lag eher auf den Gebieten der Verwaltung, der Agrikultur, der Pflege und Kultivierung seines Landes. Von größter Bedeutung waren für ihn die Bildung und Erziehung seiner Untertanen zum rechten Glauben, und es ist bezeugt, dass er sich in Schulfragen mehr als einmal persönlich eingeschaltet hat, wobei er selbst in Sittlichkeit, Redlichkeit, Pflichtbewusstsein und Vaterlandsliebe als leuchtendes Beispiel voranzugehen habe.⁶⁹ Dass solche Männer in Konflikt mit ihrer aufgeklärten Umgebung gerieten, verwundert nicht; auch Friedrich V. haderte mit seiner Zeit, und wenn er ihren Repräsentanten Sittenlosigkeit und mangelnden Glauben vorhielt, so war das auf seine unnachgiebigen sittlich-moralischen Grundsätze zurückzuführen. Vehement lehnte er auch die Ideen der Französischen Revolution ab und litt unsäglich unter den durch sie ausgelösten Zuständen, die auch sein Vaterland erfasst und die alte Ordnung zerstört hatten. Dies konnte er nicht verwinden. Seiner standhaften Weigerung, dem Rheinbund beizutreten war es zuzuschreiben, dass 1806 auch seinem Land seine Selbständigkeit genommen wurde, um sie erst durch den Wiener Kongress zurückzuerlangen, nun aber erstmals als volle Landeshoheit und mit einer beträchtlichen Gebietserweiterung verbunden. Diese Genugtuung wurde ihm jedoch erst zuteil, als er fast am Ende seines

66 Ursula Brauer, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg (1766-1820). Einiges zu den politischen Ansichten und zur Person, in: Hölderlin-Jahrbuch 1990/91, S. 251

67 Jacobi, Goethes Lila (Anm. 61), S. 30

68 Vgl. die Eintragungen des Kabinettssekretärs Johann Armbrüster in seinem „Hofjournal“ über die vom Landgrafen regelmäßig bezogenen theologischen Publikationen und Erbauungsliteratur von Frankfurter Buchhändlern, StAH C I 1 h 15

69 Brauer (Anm. 66), S. 233

Lebens stand. So hatte sich bei ihm allmählich ein Zug von Verdrießlichkeit, von Skepsis, galliger Kritik und Pessimismus, ja von Melancholie, herausgebildet und, verbunden mit einem gewissen Starrsinn und manchen Grillen, allmählich sich verstärkt. Er zog es vor, höfischen Zwängen aus dem Weg zu gehen und Zuflucht zu seinen Büchern zu nehmen oder über stille Pfade zu seinem Tempe zu eilen, um in meditativer solitude die Last des Tages und alles Zeremonielle hinter sich zu lassen. In dieser Hinsicht kamen in der Person des Landgrafen Haltungen und Empfindungen, Ziele und Wünsche zum Ausdruck, die sich schwerlich mit den von seiner höfischen Umgebung geübten Gepflogenheiten vertrugen. Mag sein, dass auch aus diesem Zwiespalt, der über weite Strecken sein Leben durchzog, das Gefühl von Vereinsamung erwuchs.

In keinem anderen Garten fühlte er sich so frei von Reglement und höfischer Etikette als in seinem Lusthain. Nirgends sonst fand sein Gemüt so viel Ruhe und Befriedigung. Kein anderer Ort vermochte sein Leiden an seiner Zeit, seine Enttäuschungen, seine Resignation, sein Lamento über den Lauf der Welt zu kompensieren und Körper, Geist und Seele so aufzurichten wie sein Lustwald. Zwar ist das „*von einem grünen Teppich umschlossene Tempé*“, wie er selbst zugibt, nicht die seit alters gepriesene liebliche Idylle zu Füßen des Olymp. Und doch, wenn der Landgraf durch sein Tempe schritt, die Schönheit der Natur, die sie verströmte, Licht und Luft und allumfassende Harmonie auf sich wirken ließ, in der sich göttliche Schöpferkraft ewig gültig offenbarte, wenn er die „*Sonne auf alter Tannen Spitzen*“ erblickte, die „*wie die Geister im Ossian rauschten*“, vor den uralten Eichen, „*Zeichen für die Größe der Vorväter*“, einen „*heiligen Schauer*“ empfand, wenn er „*an eine einsame hängende Birke gelehnt, die weissen dorischen Säulen des Tempels sich erheben*“ sah, wenn er die niedrigen Hütten aufsuchte, in deren Kargheit es sich tugendhaft wie unter Einsiedlern lebte, dem Murmeln des Baches und dem Wasserfall lauschte und sich auf der Insel niederließ, um im Schatten dunkler Fichten, unter dem Quaken der Frösche, sein Mahl zu nehmen, und wenn endlich zur Erntezeit die Lieder der Schnitter leise herüberwehten – in solchen Augenblicken fühlte er nicht nur alle Sorgen zerrinnen und sich von freudloser Stimmung befreit; ergriffen überkamen ihn auch Ehrfurcht und tiefe Dankbarkeit. Hier, wo er Frieden, Läuterung und Erhebung erfuhr, hier wollte er dereinst

begraben sein.⁷⁰ Ist es vorstellbar, dass er, wenn er sich in aller Frühe im Wald erging, dabei nicht auch an Klopstock dachte? Gäbe es Sehnlicheres, als im Tode im Tempe zu sein und sich dabei im Elysium zu wähnen? Der Text der wohl berühmtesten Ode des Dichters, „Der Zürchersee“, und ihrer Schlusszeilen waren ihm ganz gewiss vertraut: „*Der Schattenwald wandelt' uns sich in Tempe, jenes Thal in Elysium!*“.⁷¹

Der Liebe, der Muße und dem Vaterland geweiht

Wo anders als hier ließ sich so ungestört träumen, grübeln, dichten, schreiben? Tief in finsternem Gebüsch versteckt lag ein stilles Refugium, in dem der Landgraf, so lesen wir in seinem Gedicht, „*manch holden Tag*“ mit seiner Frau Caroline verbrachte. Und hier, in diesem „*heiligen Hain*“, hat auch eine schöne Seele, die empfindsame, fein gebildete Luise von Ziegler, die unter dem Namen „Lila“ dem „Kreis der Empfindsamen in Darmstadt“ um Johann Heinrich Merck und Franz Michael Leuchsenring angehörte, in dem auch der junge Goethe verkehrte, bei der Abfassung ihrer Briefe manch schwärmerischen Gedanken zu Papier gebracht, beseelt von Poesie, vergehend von Naturempfinden, schwelgend in gefühlvoller Freundschaftsbekundung. Goethe war, als er im Frühjahr 1772 von Darmstadt kommend mit Merck den kleinen Landgrafenhof besuchte, von der Anmut der jungen Hofdame so gefangen, dass er ihr bald danach einige Gedichte widmete und ihr zusandte. Dass in zweien von ihnen die zarte Begegnung in Homburg ihren seligen Nachhall fand, lässt erkennen, dass „Lila“ dem jungen Poeten nicht mehr aus dem Sinn kam (Abb. 5).⁷²

Mit dem „*heiligen Schauer*“ vor der Größe der Vorväter und Worten wie: „*Gewiß, der Wald stammt von Germaniens Wäldern ab! Hier sah*

70 „Das Schicksal ... schon' es Tempe mir, zur Lust und dann zum Grabe“ – So der Wortlaut der letzten Zeile des landgräflichen Gedichts

71 Ode von 1751 : „O! so wollten wir hier Hütten der Freundschaft bau'n! / Ewig wohnten wir hier, ewig! Wir nannten dann / Jenen Schattenwald, Tempe, / Diese Thäler, Elysium“ ; in der späteren Fassung: „O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns! / Ewig wohnten wir hier, ewig. Der Schattenwald / Wandelt' uns sich in Tempe, / Jenes Tal in Elysium!“

72 Es sind die Gedichte „Pilgers Morgenlied. An Lila“ und „Elysium“. Vgl. Klaus-Dieter Metz, Goethe und Homburg, in: Aus dem Stadtarchiv. 1998/99, S. 37 f.

man Hermann einst mit seinen Männern streiten, die Barden sungen da auf deutscher Helden Grab“ aus dem zu Beginn zitierten Gedicht klingt der männliche Geist und die patriotische Gesinnung des Landgrafen an, die ihn schon zu Beginn der siebziger Jahre auszeichnete. Wann immer von Hermann, von den kühnen Cheruskern, vom „Vaterland“ die Rede war, brannte sein Herz. Es spiegelt den Einfluss Klopstocks wieder, der stark auf ihn gewirkt hatte und dessen Dichtungen am Hof eifrig gelesen wurden, auch übrigens von der tief religiösen Landgräfin.⁷³

Kurz nachdem Friedrich Ludwig den Dichter 1782 persönlich aufgesucht hatte, bekennt er, dass er „den Patriotismus vielleicht bis zur Schwärmerey“ treibe.⁷⁴ Kein Wunder, wenn ihn in der Folgezeit die Vorgänge in Frankreich und der stürmische Verlauf der Revolution in seiner patriotischen Haltung noch bestärkten. Als Klopstock, inzwischen eine europäische Berühmtheit, für die Revolution Partei ergriff und ihm 1792 das französische Bürgerrecht verliehen wurde, erfuhr ihr enges Verhältnis einen schweren Stoß. Es vergingen Jahre, ehe der Landgraf zur Feder griff, um den Dialog mit dem Dichter, der sich inzwischen von der Revolution abgewandt hatte, wieder aufzunehmen. Bis dahin aber hatte Klopstock dem Landgrafen, der ihn „mehr wie Homer“ verehrte, sehr nahe gestanden und ihn nachhaltig geprägt, nicht zuletzt auch durch die tiefe Religiosität seiner Werke. Klopstock war jedoch für den Landgrafen nicht nur der Sänger des „Messias“. Seitdem dieser Mitte der sechziger Jahre sich verstärkt der nordischen Welt zuwandte, sind die Taten der Germanen in den kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Römern ein immer wiederkehrendes Thema seiner Oden. Dabei übernahm Arminius, der Cheruskerfürst, später „Hermann“ genannt, eine Heldenrolle. Ihm widmete Klopstock sogar eine Dramen-trilogie, die eine ganze Generation erregte. Lange bevor im späteren deutschen Kaiserreich das Hermannsdenkmal errichtet und politischer Anziehungspunkt wurde, war mit Arminius bereits ein Volksheld

73 Diese erhielt von ihrer Mutter, der „Großen Landgräfin“ Caroline, die, wie Johann Heinrich Merck eine große Verehrerin des Dichters war, eine Ausgabe der „Oden und Elegien“ Klopstocks, die 1771 auf ihre Kosten in Darmstadt in 34 Exemplaren gedruckt worden und ihr gewidmet war. (Jacobi, Anm. 61, S. 157)

74 Heinrich Jacobi, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und Klopstock, in: Mitt VG 16 (1925), S. 167

geboren, der Freiheit und Vaterland symbolisierte. Der Landgraf scheint sich besorgt gefragt zu haben, ob sich seine Landsleute der heroischen Vergangenheit ihres Vaterlandes bewusst waren und dem Ruhm ihrer Ahnen mit der nötigen Ehrfurcht begegneten. In den Schulen müssten die „*Begriffe von Vaterlands Pflicht und Liebe deutlich gelehrt*“ werden, mahnte er.⁷⁵ Und so reifte allmählich der kühne Plan in ihm heran, auf dem Winfeld bei Detmold, auf fremdem Territorium, ein öffentliches Denkmal für Hermann zu errichten, nachdem er 1782 das vermeintliche Feld der Varusschlacht im Teutoburger Wald aufgesucht und seine Vorstellungen unmittelbar danach mit Klopstock in Hamburg erörtert hatte. In der darauffolgenden Korrespondenz mit dem Dichter, deren Hin und Her den Landgrafen viel Zeit gekostet hat, wurden eifrig Skizzen des Monuments entworfen und Texte für Medaillons konzipiert, bevor man sich über die endgültige Gestalt einigte und die Entwürfe samt Inschrift dem Hause Lippe-Detmold vorlegte. Nach anfänglicher Begeisterung für das Vorhaben geriet die Angelegenheit in Detmold trotz mehrerer Vorstöße jedoch ins Stocken. Erst 1787 erfährt man aus einem Briefkonzept des Landgrafen an Klopstock, dass Detmold in der Zwischenzeit noch Korrekturwünsche geäußert hatte, auf die der Landgraf widerstrebend eingegangen war.⁷⁶ Gleichwohl geschah auch danach jahrelang nichts, sodass 1802 Friedrich Ludwig, der sein Vorhaben all die Jahre nicht aus dem Blick gelassen hatte, tief enttäuscht und durch die aktuelle politische Lage auch entmutigt, das Projekt fallen lassen musste: „*denn Alles ist in Trümmern, Religion, Vaterland, Freundschaft, Gefilde, Vermögensumstände.*“⁷⁷

Mit dem Detmolder Projekt sind aufs engste patriotische Pläne verbunden, die auch für Homburg bestimmt waren. Nun, Anfang der achtziger Jahre und etwa zehn Jahre nach dem ersten Abschnitt in der Gestaltung des Lusthains, sollte eine neue Phase eingeleitet werden. „*Wenn Sie einmal hieher kommen sollten, so werden Sie etwas finden, das schon in der Geburt ist*“, schreibt der Landgraf 1782 an Klopstock.⁷⁸ Auch Hirschfeld stellte in seiner äußerst knappen Erwähnung des Großen Tannenwaldes von 1785 fest, dass die

75 Brauer (Anm. 66), S. 241

76 StAH E II 1 g (6);. Rowedder (Anm. 11), S. 66

77 Brief an Klopstock aus dem Jahre 1802 (Jacobi, Anm.74), S. 176

78 Jacobi (Anm.74), S. 166

Ausstattung „*noch in der Ausbildung steht*“⁷⁹ Das Homburger Projekt war vielleicht nicht so groß angelegt wie dasjenige für Detmold. Wäre es aber verwirklicht worden, so hätte es sich nicht nur stilistisch von den übrigen Elementen stark unterschieden; es hätte auch zu einer deutlichen Akzentverschiebung im Lustwald geführt, bei der sich die germanischen Elemente vermutlich nach vorn geschoben hätten. Aus seinen Worten lässt sich entnehmen, dass er sich schon seit längerem mit dem Gedanken trug, in sein Tempe zusätzlich Denkmäler mit patriotischem Charakter zu errichten. Vielleicht war die Idee auch schon voll ausgeprägt. Tatsächlich lässt sein Gedicht von 1773 ahnen, dass er bereits in frühen Jahren vom Gedanken an die Germanen durchdrungen, der Weg in die hehre Welt der Vorväter bereits beschritten war.

Ganz in diesem Sinn sollte in seinem Tempe der Genius der Ahnen walten: „*Es ist ein Wald blos dem Patriotismus gewidmet*“.⁸⁰ Es ist ein „*Teutscher Hain*“.⁸¹ Gleich mehrere Staffagen sollten, wie oben gezeigt, als Zeugnisse der großen Vergangenheit den Besucher empfangen, zum Teil an exponierter Stelle: „*Am Eingang kommt eine Ehren Pforte, zu Ehren Hermans, von Steinen errichtet, die alle von römischen Gräbern genommen werden, die sich hier in grosser Anzahl befinden, mit einer Inschrift, die die Deutschen an ihren alten Ruhm erinnern. Dann ist ein Obelisk, zum Denkmal auf Siegmar. Endlich kommt ein Tempel der berühmten Deutschen, den das Bild oder das Kupfer, oder das Medaillon von den Kernmännern der alten und neuen Nation zieren wird.*“⁸²

Gestützt wurden die germanophilen Pläne von der Annahme, dass sich auch auf Homburger Territorium einst große Ereignisse abgespielt hatten. Der Landgraf glaubte wohl, dass das Gebiet, auf dem sich sein Lusthain erstreckte, ein Ort möglicher Schlachten bei der Verteidigung der Freiheit der Germanen sei. Unlängst hatte der Hessen-Homburgische Regierungsrat und passionierte Archäologe Elias Neuhof bei seiner Erforschung des Taunus den römischen Ursprung der Saalburg erkannt.⁸³ Dadurch geriet das Gebiet um

79 Theorie der Gartenkunst. Bd V (1785), S. 322

80 Im Brief an Klopstock vom November 1782 (Jacobi, Anm. 74), S. 166

81 StAH E II 1g (6)

82 Jacobi (Anm. 75), S. 166

83 Elias Neuhof, Nachricht von den Alterthümern in der Gegend und auf dem

Homburg in die Nähe anderer Schauplätze der Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen auf deutschem Boden. Warum das Projekt, mit Ausnahme offenbar des Obeliskens, auf dem Papier blieb, bleibt offen. Mag sein, dass die Entfremdung zwischen ihm und Klopstock die Ursache dafür war, doch auch der Zeitpunkt für die Errichtung der Denkmäler in einer politisch äußerst unruhigen Zeit könnte ein Grund gewesen sein, von den notorisch knappen Mitteln ganz zu schweigen.⁸⁴ Gescheitert ist schließlich auch ein drittes Projekt, auf dem „Hunnberg“ bei Hötensleben im Gebiet von Magdeburg, wo die Homburger Landgrafen Besitzungen hatten, ein Ehrenmal zu errichten, das an die Besiegung der Hunnen durch Heinrich den Vogler erinnern sollte.⁸⁵

Ob tatsächlich der Hessen-Homburger Landgraf es war, der mit der Absicht, nichts Geringeres als auch „*einen Tempel der berühmten Deutschen*“ in seinem Tempe zu errichten, die Idee einer „Walhalla“ vorwegnahm, der erst zwei Menschenalter später errichteten, von Leo von Klenze entworfenen Ruhmeshalle der Deutschen, wie manche es sehen, ist fraglich.⁸⁶ Auch Hirschfeld hatte das Aufstellen von Statuen und Denkmälern herausragender Persönlichkeiten der deutschen Geschichte und Geistesgeschichte in Gärten empfohlen und dabei auch die Büsten berühmter Briten im Park von Lord Cobham erwähnt.⁸⁷ Tatsächlich waren, lange bevor der hessische Landgraf seine Pläne entwickelte, in England ganz ähnliche Vorstellungen im Umlauf. Lord Cobham hatte in Stowe nicht nur einen „gotischen“ Tempel, sondern bereits 1730 auch einen „*temple of ancient worthies*“ mit den Büsten großer verstorbener wie lebender Briten errichten lassen. Nicht im „grecian valley“, sondern in dem nach seiner Umgestaltung und Erweiterung durch William Kent bedeutsamsten Teil des Gartens, den Elysischen Feldern, an den Ufern des „Styx“.⁸⁸ Dieser Tempel fungierte als Gegenstück zum bereits

Gebürge bey Homburg vor der Höhe. Hanau 1777

84 Jacobi, Goethes Lila (Anm. 61) S. 30; Nachlass Jacobi StAH E II 1g (9) „Der Obelisk“

85 Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. Bd 2. Rudolstadt 1878, S. 72

86 Stefan Skalweit, Der Homburger Landgrafenhof, in: Bad Homburg vor der Höhe 782-1982. Bad Homburg 1983, S. 204 f.

87 Theorie der Gartenkunst. Bd III. (1780), S.131 ff.

88 von Buttlar, Landsitz (Anm. 43), S. 158 f.

erwähnten Gartentempel mit den Brustbildern von Homer, Sokrates, Lykurg und Epaminondas am anderen Ufer. Unter den sechzehn in Nischen in einem Halbrund aufgestellten Büsten sind neben Dichtern, Philosophen und Politikern auch diejenigen von König Alfred, William III. von Oranien und Elizabeth I. vertreten. Alle diese „Edlen Briten“, von denen einige zeitlich bis in die Gegenwart heranreichten, zeichneten sich durch große Taten aus und repräsentierten in den Augen Cobhams exemplarisch die liberalen Ideale, die er und seine Freunde als Angehörige der oppositionellen sogenannten Country-Party und als „*freie Individuen und Patrioten*“ verfolgten.⁸⁹ So befand sich unter den Büsten in den Nischen auch diejenige von John Fane, siebentem Earl of Westmoreland, der 1737 für die Anträge der Country-Party gestimmt hatte und darauf seine militärischen Ämter verlor. Lord Cobham sorgte dafür, dass seine Büste noch imselben Jahr Aufstellung in seinem Tempel fand. Bewusst sollte sich der Tempel im „Styx“ spiegeln und war mit Bedacht in die „Elysischen Felder“ von Stowe platziert worden, sollte doch damit das Entschweben dieser illustren Gestalten ins Elysium jedem Besucher verdeutlicht werden.

Auch in anderen englischen Parks konnte man bereits in der ersten Hälfte des 18. Jhs. auf Bezüge zur nationalen Geschichte stoßen, und auch sie reichten zum Teil bis zum legendären König Artus und noch weiter bis in die römische Zeit zurück.⁹⁰ Auch Ruinen und Kleinarchitekturen aus dem Geist der Gotik, die nun errichtet wurden und dem idealen Charakter der Gärten eine deutlich historische Note gaben, bildeten ein beinahe obligates Element. Wo immer in einem Park zufällig der Schauplatz eines historischen Ereignisses erkannt wurde, machte man sich dies mit dem Aufstellen von historisierenden, „gothic“ Staffagen zunutze. Nicht, dass mit „gothic“ wirklich die Gotik gemeint war, vielmehr symbolisierte dieser Stil die Pietät vor der Geschichte, die Verehrung eines berühmten Mannes, die Erinnerung an ein sagenhaftes Ereignis oder eine Epoche, die viele mit dem Mittelalter identifizierten, auch wenn sie zeitlich viel weiter zurückreichte. Ist es nicht Caractacus, Fürst des keltischen Stammes der Siluren im südlichen Wales, wo sich in den Jahren zwischen 44

89 ebenda, S. 161

90 ebenda, S. 150 f.

und 51 n. Chr. der Widerstand gegen die römische Invasion gesammelt hatte, so ist es König Artus, der um 500 gegen die eindringenden Angeln und Sachsen kämpfte und zum Nationalhelden der Waliser wurde, so wie „King Alfred“ durch die Kämpfe gegen die Wikinger und die Vereinigung aller Angelsachsen zur Symbolfigur der Briten.⁹¹ Aus der Sicht frühliberaler Kreise in England ließen die Taten dieser Männer die hohen Werte von Freiheit, staatlicher Unabhängigkeit und religiöser Toleranz deutlich werden.

Mit der Verbreitung des englischen Gartentyps in ganz Mitteleuropa wurden die „gotischen“ Staffagen auch hier Mode. Auch hier begann man sich auf die eigene Historie zu besinnen, indem Porträts großer Männer, Sinnsprüche und ähnliche Elemente üblich wurden und das herkömmliche Gartenprogramm erweiterten. Das früheste und prominenteste Beispiel für die Wertschätzung der Gotik ist bekanntlich der Park in Wörlitz, zu dessen Fürstenhaus Anhalt-Dessau seit der Heirat einer der Töchter des Homburger Landgrafen mit dem Dessauer Erbprinzen im Jahr 1792 verwandtschaftliche Beziehungen bestanden.⁹² Im Wörlitzer Landschaftspark begann man als Gegenstück zum klassizistischen Schloss seit 1773 mit der Errichtung des ersten „Gotischen Hauses“ in Deutschland, das dem Fürsten als Wohnsitz wie als Museum diente und Vorbild für zahlreiche „gotische Häuser“ in Deutschland wurde, nicht zuletzt für dasjenige in Bad Homburg, welches allerdings erst im 19. Jh. entstand. Hauptattraktionen im Wörlitzer „Gotischen Haus“ waren Gemälde und Glasfenster aus dem deutschen Spätmittelalter, die man, wie alles, was an das Mittelalter erinnerte und die vaterländische Gesinnung förderte, damals unter „gotisch“ subsumierte. In der näheren Umgebung Homburgs, in Wilhelmsbad bei Hanau, einem Badeort mit mondäner Gesellschaft und von der landgräflichen Familie sehr geschätzt, war die Imitation einer mittelalterlichen Burgine errichtet worden, die Erbprinz Wilhelm von Hessen-Kassel als privates Refugium nutzte. Ein auffallender Verweis aber auf eine das Mittelalter weit hinter sich lassende Epoche ist weder in Wörlitz noch auch in Wilhelmsbad zu erkennen. Solche waren dem Homburger

91 ebenda, S. 150 f.

92 Junker-Mielke/Walsh, Gartenlandschaft (Anm. 2), S. 26

Landgrafen vermutlich nur vereinzelt begegnet, wie etwa im Park von Schwetzingen, den er öfters besucht hatte.

Dort hatte der Mannheimer Hofarchitekt Peter von Verschaffelt 1768 einen Gedenkstein im südlichen Boskett zur Erinnerung daran geschaffen, dass der Ort bereits in römischer Zeit existiert hatte, nachdem drei Jahre zuvor auf dem Parkgelände ein Gräberfeld entdeckt und zur römischen Siedlung erklärt worden war.⁹³ Und als man 1777 bei Erdarbeiten nahe der sogenannten römischen Wasserleitung germanische und römische Gräber fand, wurde auch hier ein Denkmal errichtet, ein von Josef Anton Pozzi geschaffener Obelisk, der den „*vermeintlich authentischen Schauplatz*“ als Ort einer antiken Schlacht markieren sollte.⁹⁴ Doch war Kurfürst Karl Theodor, der gleich zweimal eine Reise nach Rom unternommen hatte, kein glühender Streiter für das Vaterland, und darin unterschied er sich in prägnanter Weise von dem Homburger Fürsten. Dem Kurfürsten, der stets großes Interesse an antiken Denkmälern und deren archäologisch-historischer Erforschung und wissenschaftlicher Dokumentation zeigte, der eine berühmte Antiken-Sammlung besaß, ging es vielmehr darum hervorzuheben, dass sich sein Park in Schwetzingen auf altem, geschichtsträchtigen Boden befand, nämlich dem der von ihm verehrten Antike. Mit dem persönlichen Antrieb und der Ambition, die im Vorhaben des Homburger Landgrafen steckten und der Energie und Beharrlichkeit, mit der dieser seine Pläne, wenn auch letztlich vergeblich, verfolgte, sind die nicht sonderlich ins Auge fallenden Gedenksteine in Schwetzingen allerdings nicht vergleichbar und würden sich kaum als Träger eines hohen Ideals eignen, als welche der Landgraf die von ihm geplanten Denkmäler betrachtete.

Es nimmt nicht wunder, dass konkrete Vorbilder für Friedrich Ludwigs imaginierte patriotische Elemente sich auf deutschem Boden kaum nachweisen lassen. Das Homburger Tempe wäre eine der ersten Anlagen gewesen, die solche in imposanter Gestalt und absolut gleichberechtigt gegenüber den übrigen Staffagen aufgestellt hätte. Auch wenn in der frühen Gestaltungsphase des Lusthains die übliche

93 Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor (1724-1799) zwischen Barock und Aufklärung. Bd 1. Regensburg 1999, S. 350

94 Der Pfälzer Apoll. Kurfürst Carl Theodor und die Antike an Rhein und Neckar. Katalog zur Ausstellung im Winckelmann-Museum vom 17. 6. bis 2. 9. 2007. Ruppolding 2007, S. 179

rustikale, exotische und antikisierende Ausstattung das Gepräge bestimmte und entsprechende Assoziationen bewirkte, war im Landgrafen doch das Interesse an den Ahnen und an der altherwürdigen Geschichte seines Vaterlandes bereits zu dieser Zeit entflammt und folgte er zunehmend Empfindungen und Vorstellungen, die tief aus der eigenen Gefühlswelt schöpften, inspiriert auch von Dichtkunst und Poesie und ganz gewiss vom Geist Klopstockscher Oden.

Die heroische Ausstattung des Tempe Friedrich Ludwigs wäre keine exzentrische Attraktion, kein anspruchsvolles Unterhaltungsobjekt, noch auch bloße geschichtliche Erinnerung, sondern Erfüllung für den Landgrafen gewesen. In ihr hätten die großen Themen „Vaterland“ und „Freiheit“ wirken und sich entfalten können, die nach seiner tiefen Überzeugung die Säulen der Nation bilden müssten. Die Erfüllung dieses langgehegten Wunsches hätte ihn glücklich gemacht. Mit der Erweiterung des Lustwaldes um eine signifikant patriotische Note hätte er zugleich dem Tempebild eine Facette hinzugefügt, die weit über seine herkömmliche Bedeutung als poetisch-mythisch-arkadischer Ort von unvergleichlicher Schönheit hinausgeführt hätte, ja undenkbar gewesen wäre. Sein Bestreben war, eine vielfältige, beziehungsreiche und symbolträchtige Szenerie zu schaffen, die, wäre sie realisiert worden, das Bild eines nur idyllischen Tempe weit hinter sich gelassen hätte. Sie hätte aber seine Ideale, seine Verbundenheit mit der ruhmreichen Historie des Vaterlandes anschaulich machen, hätte Emotionen wecken, von einem neuen Aufstieg künden und auf die Umgebung ausstrahlen können. Für ihn war sie kein bloßes Traumbild, das nur in seiner Phantasie existierte. Vielmehr hätte sich auch an seinem Tempe, fernab in der Provinz, nationales und kulturelles Selbstbewusstsein entfachen, wirken und steigern können⁹⁵ – allerdings noch nicht im Sinne des späteren Hermannsdenkmals bei Detmold, das von Anfang an politisch-nationalistische Absichten verfolgte.⁹⁶ Eher wäre das Ensemble als Appell zu verstehen gewesen, als glühender Appell, die Ahnen zu ehren und ihnen, „*zu stillen edlen*

95 StAH E II (1g) 6

96 Hans-Ernst Mittag, Das Denkmal, in: Funk-Kolleg Kunst. Bd 2. München ²1992, S. 532-558

Thaten entflammt“, nachzueifern.⁹⁷ Der Gedanke an eine nationale Einheit lag dem Landgrafen begreiflicherweise fern, seine Zeit war dafür noch nicht bereit. Bedenkt man jedoch die tiefe Niedergeschlagenheit, in der sich seit den neunziger Jahren das zerfallende Reich befand, hätte auch sein stilles Tempe in der von ihm geplanten Gestalt helfen können, Kräfte freizusetzen, die das aufkommende Nationalgefühl, die wachsende patriotische Stimmung, das Drängen nach Freiheit wach halten könnten, ehe diese sich mit den Befreiungskriegen zur großen, nationalen Bewegung emanzipierten, um endlich in der Einheit der Nation zu münden. Das patriotische Tempe im Taunus aber ist Konzept, die Vision des Landgrafen unerfüllt geblieben.

97 StA H E II (1g) 6

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

Delphi

Apollons Orakelsitz unter dem Parnass – der Nabel der Welt

Horst-Dieter Blume, Münster

Das Rahmenthema des diesjährigen Seminars verweist auf ein idealisiertes Griechenland, auf Landschaften und Orte, die eher unsere Phantasie beflügeln als eine reale Erfahrung widerspiegeln. Sehnsucht und Erinnerung, von denen im Titel die Rede ist, werden in erster Linie wachgerufen bei denen, die sich der griechischen Kultur, und vor allem der Kultur der klassischen Antike und ihrer vielfältigen Nachwirkung, gewidmet haben. Die zivilisierte (vielleicht besser gesagt: die etwas zivilisationsmüde) Gesellschaft des 18. Jahrhunderts war, auf der Suche nach einem ursprünglichen und unverfälschten Leben, auf Arkadien und Kythera als Sehnsuchtsorte verfallen. Olympia und Athen dürfen demgegenüber eher als Orte der Erinnerung gelten, weil man mit ihnen kulturelle und historische Errungenschaften verbindet, die bis heute lebendig fortwirken.

Wie steht es daneben mit Delphi, dem Orakelsitz Apollons, dessen auf den ersten Blick oftmals zweideutige und dunkle Sehersprüche darauf zielten, dass die um Auskunft Bittenden vor allem zunächst sich selbst erkennen sollten? *Γν/θι σεαυτ@ν* lautete die Forderung des delphischen Gottes; sie sollte die Menschen aufrütteln und zur Bescheidenheit gegenüber dem Göttlichen mahnen. Zusammen mit anderen Aussprüchen der sog. Sieben Weisen war dieses Wort in der Vorhalle des Tempels für jeden Besucher erkennbar angebracht. Platon erzählt im Dialog *Protagoras* (343a), dass diese Sieben zusammengekommen seien, um ein Erstlingsopfer ihrer Weisheit dem Apollon von Delphi darzubringen, indem sie in seinem Tempel anschrieben, was seither in aller Munde ist: Worte wie das „Erkenne

dich selbst“, das meist dem Thales von Milet zugewiesen wird, oder das „Nichts im Übermaß“, das auf Solon von Athen zurückgeführt wird. Bis heute hat die schlichte Mahnung zur Erkenntnis der menschlichen Grenzen nichts von ihrer Gültigkeit verloren, ja wir können sagen: in ihr lebt, wenn überhaupt irgendwo, der Geist von Delphi weiter. Diese Tatsache rechtfertigt es wohl, dass wir von einem Erinnerungsort sprechen.

Ein Jahrtausend lang war Delphi kultischer und geistiger Mittelpunkt der griechischen Welt, und rückprojiziert sogar schon in der mythischen Frühzeit, von der die Tragödien handeln. Den größten Einfluss und Glanz entfaltete es in der archaischen und in der klassischen Epoche, danach folgten Perioden des Niedergangs (in denen es mehr und mehr zum Museum wurde) und eines erneuten Aufblühens, zuletzt unter Kaiser Hadrian. Das endgültige Verbot des Orakelwesens erfolgte gegen Ende des 4. Jahrh. n. Chr. durch den römischen Kaiser Theodosius.

Könige und Politiker, aber auch viele Privatleute, holten vor wichtigen Entscheidungen den Rat des Gottes ein und brachten ihm dafür kostbare Weihgeschenke dar, so dass das Heiligtum vor Reichtum erstrahlte. Golden ist alles an Apollon: Gewand, Leier und Bogen; so besingt ihn der hellenistische Dichter Kallimachos in seinem Hymnus (h. Apoll. 32ff.). Seit dem Beginn des 6. Jahrhunderts hatten außerdem panhellenische, d.h. für alle Griechen offen stehende Wettspiele zu Ehren Apollons den Ruhm Delphis noch gemehrt. Diese sog. Pythischen Agone fanden alle vier Jahre statt, und zwar jeweils zwischen den Spielen in Olympia. Weil Apollon der Anführer der Musen ist, der die Leier so gut wie den Bogen beherrscht, hatte es, anders als im älteren Olympia, in Delphi anfangs nur musische Wettbewerbe gegeben; zu diesen kamen später die sportlichen (Fünfkampf, Faustkämpfe und Pferderennen) hinzu. Dass wir im delphischen Heiligtum auch ein Theater vorfinden, während in Olympia ein solches fehlt, hat primär nichts mit Apollon zu tun, sondern hängt mit Dionysos zusammen, der im Winter, wenn Apollon bei den Hyperboreern weilte, an seiner Stelle das Heiligtum innehatte. Der steinerne Theaterbau wurde erst im späten 4. Jahrhundert errichtet; mindestens seit dieser Zeit also wird es szenische Aufführungen gegeben haben. Sichere Kunde aber haben wir erst aus dem 3. Jahrhundert. Nachdem der Einfall der Kelten im

Jahre 279/8 vor Delphi scheiterte, weil ein gewaltiger Steinschlag ihnen den Zugang zum Heiligtum sperrte, stifteten die für den Kult verantwortlichen Amphiktyonen das Fest der Sotéria. An diesem Fest, das zum Dank für die Errettung Delphis alljährlich gefeiert wurde, fanden neben musischen Agonen vor allem auch dramatische Aufführungen ihren Platz. Von nun an strömten hier anlässlich der Pythischen Spiele und der Sotéria Zuschauer aus allen Regionen Griechenlands zusammen.

Weil wir in unserem Zusammenhang von griechischen Kulturlandschaften sprechen wollen und nicht so sehr von einzelnen kulturträchtigen Orten, möchte ich mich zunächst der besonderen Lage von Delphi zuwenden. Es liegt nahe, den Schluss zu ziehen, dass die besondere geographische Beschaffenheit dieses Ortes seiner geistigen Bedeutung entspreche. Denn es besteht in der Tat kein Zweifel, dass die Lokalität des Apollonheiligtums selbst bei heutigen Besuchern noch einen bleibenden Eindruck hinterlässt; ihr erhabener Ernst scheint das Wesen des delphischen Gottes zu unterstreichen. Sein heiliger Bezirk, in knapp 600 m Höhe gelegen, wird von einer grandiosen Kulisse umschlossen; er befindet sich zu Füßen zweier steil aufsteigender Felswände, der sog. Phaidriaden, am Südhang des in Frühjahr noch schneebedeckten Parnass-Gebirges (2457 m). Diese Phaidriaden – das Wort bedeutet ‚die Strahlenden‘ - tragen heute sogar individuelle Namen: die dem Heiligtum zugekehrte Felswand heißt Rhodini, das ist ‚die Rosige‘, die von der Abendsonne beschienene; die jenseits der Kastaliaquelle sich anschließende heißt Phlemboukos, das ist ‚die Flammende‘, im vollen Tageslicht Liegende. Weil Delphi abseits größerer Verkehrswege lag, war es nicht ganz leicht zu erreichen. Heute führt, ungefähr der Trasse des antiken Weges folgend, eine breite Schnellstraße von Athen bequem über einen fast 1000 m hoch gelegenen Pass bei Arachova. Das Heiligtum aber bleibt dem Anreisenden lange verborgen, bis es sich hinter einer Kurve unvermittelt seinen Blicken darbietet.

Griechische Tempel und Heiligtümer von überregionaler Bedeutung lagen in der Regel außerhalb von Stadtmauern in der freien Natur. Ihr jeweiliger Standort scheint mit Bedacht gewählt, denn man errichtete den Göttern an solchen Orten ihre Tempel, an denen man sich ihrem Wirken in besonderer Weise ausgesetzt sah. Das galt z.B. für

Poseidon am Kap von Sunion an der Südspitze Attikas: hier erhebt sich sein Tempel über der Steilküste als ein weithin sichtbares erstes Zeichen für den dankbar heimkehrenden Seefahrer. Auch am Isthmos von Korinth, an der schmalen, immer wieder von Erdbeben erschütterten Landbrücke zwischen den zwei Meeren, verehrte man Poseidon – hier ebenfalls mit regelmäßigen Wettkämpfen – als den Herrn der Erdtiefe und den Beherrscher des Meeres. - Das altehrwürdige Heraion der Argiver wiederum, auf einer Felsterrasse oberhalb der fruchtbaren Ebene errichtet, dokumentierte Heras Rang als Herrin dieses Gebiets; und das im offenen Schwemmland des Alpheiós gelegene Olympia, wo sich das Heroengrab des Pelops befand und man zu Ehren des Zeus die sportlichen Wettkämpfe veranstaltete, übte eine solche Strahlkraft aus, dass sich immer wieder unter den angrenzenden Stämmen Streit darüber erhob, wem denn die Zuständigkeit für das Heiligtum gebühre. Olympia lag nämlich, ebenso wie Delphi, außerhalb der Kontrolle einer Polis; das ermöglichte es ihnen, prinzipiell neutral zu bleiben.

Von den genannten Kultstätten unterscheidet sich Delphi in einem wesentlichen Punkte, nämlich dass, wie es der Mythos überliefert, den uns der Dichter des homerischen Apollonhymnus ausführlich erzählt, der Gott persönlich sich diesen Ort erwählt haben soll. Hat er also für seine Kultstätte die Einsamkeit für wesentlich gehalten und die Felsenkulisse als ein adäquates Ambiente angesehen? Der epische Hymnendichter wird uns diese Frage indirekt beantworten. Nachdem er nämlich die Geburt des Gottes auf der winzigen Felseninsel Delos sowie das dort für ihn gefeierte Fest geschildert hat (Vers 1-178), zeigt er ihn in einem zweiten Teil auf der Suche nach einem geeigneten Platz, an dem er seine Orakelstätte (214ff.) einrichten kann.

Wir erfahren aus diesem Hymnus beiläufig eine Menge Details zur Geographie des frühen Griechenlands. Apollon steigt hier vom Olymp herab, durchforscht zuerst Thessalien und Euböa und gelangt von dort nach Böotien in das Gebiet des heiligen Theben, dorthin also, wo später die Zeussöhne Dionysos und Herakles geboren werden. Zu jener Zeit aber war alles noch von Wald bedeckt und von keinem Menschen bewohnt (227f.): *Straßen gab es damals noch*

nicht, es gab keinen Fahrweg über die Ebene von Theben, die weizenreiche – nur Wälder.

Westwärts sich wendend stößt Apollon am Rande der böotischen Ebene auf die Quelle Telphusa. Der liebliche Ort gefällt dem Gott und darum schickt er sich an, hier seinen Tempel zu errichten. Die Quellnymphe aber redet ihm das Vorhaben listig aus, denn sie neidet ihm den schönen Platz und dessen Ruhm. Hier, so erklärt sie ihm, werde er gewiss keine Ruhe finden, denn Maultiere und Pferdegespanne kämen regelmäßig zur Tränke herbei. So manchen, der hier Rast mache, werde darum der Anblick schön gefertigter Wagen mehr reizen und das Getrappel schnellfüßiger Pferde mehr begeistern als ein gewaltiger Tempel mit vielen Schätzen darin (264ff.). Er solle also lieber weiterziehen und in Krisa, am Fuße einer Schlucht des Parnass, seinen Tempel erbauen, denn dort würden nicht rasselnde Wagen und trappelnde Pferde seinen Altar stören. Apollon wandert also weiter nach Phokis und gelangt endlich an sein Ziel (282ff.):

*am Fuß des schneebedeckten Parnassos,
dort, wo nach West er sich wendet, jedoch von der Höhe
hängt der Felsen hinein, in der Tiefe verläuft eine hohle,
steinige Schlucht. Hier beschloss nun der Herrscher Phoibos Apollon,
seinen Tempel zu bauen, nach dem er sich sehnte.*

Mit wenigen Worten hat der Dichter die Lage Delphis treffend geschildert, die auf den ersten Blick nicht gerade einladend wirkt zum Bau eines Tempels. Diese Landschaft bildet einen schroffen Gegensatz zum *locus amoenus* an der Telphusa-Quelle. Der von Apollon akzeptierte Ort war nicht nur schwerer zugänglich, sondern er war auch schon bewohnt und besaß einen furchterregenden Wächter. An einer schönfließenden Quelle, gemeint ist damit wohl die berühmte Kastalische Quelle, hauste eine riesige Schlange, die Verderben über Mensch und Tier brachte. Dieses Ungetüm erlegte der Bogenschütze Apollon, und als es sich noch einmal aufbäumte, bevor es sein Leben aushauchte, sprach der Gott (363, 368):

*Hier verfaule du nun auf der Männer nährenden Erde.
Ja, verfaulen lasse sie dich, sie und die strahlende Sonne!*

Das Verbum ‚faulen‘ oder ‚verwesen‘ heißt *pythomai*, und nach dem verwesenden Untier, so meint es der Dichter, heiße der Ort Pythó, der

Gott selbst aber Pythios und seine Orakelpriesterin Pythia. Eine merkwürdige Etymologie, der wir leider nichts Besseres an die Seite stellen können. Unsere frühesten Quellen, das sind Homer und Hesiod, bezeichnen Delphi ausschließlich mit dem Namen Pytho; dies scheint die älteste Bezeichnung zu sein. Die ursprüngliche Herrin des Ortes aber seit mykenischer Zeit war Gaia, die Mutter Erde. Mit seinem Sieg über die ihr symbolisch zugeordnete Schlange hat Apollon sie verdrängt und sich ihres Kultplatzes bemächtigt. Ein der Gaia gewidmeter heiliger Bezirk blieb dennoch unterhalb des Apollontempels weiterhin bestehen.

Jetzt erkannte Apollon (375), dass Telphusa ihn hintergangen hatte, als sie ihn zu diesem Ort sandte. Er kehrte zu ihr zurück, verschüttete ihre Quelle unter einem Berg von Geröll und erbaute für sich selbst einen Altar und pflanzte einen Hain ringsum; seitdem hieß er mit einem neuen Kulnamen auch der Telphusier. Apollon hatte also nicht spontan Delphi als den für seinen Tempelbau geeigneten Platz erwählt. Erst an Ort und Stelle scheint er bemerkt zu haben, dass er ihn gewaltsam erobern und die ansässige Herrin aus ihren älteren Rechten vertreiben musste; danach aber macht er sich das Heiligtum ganz zu eigen. - Wie wäre also die anfangs gestellte Frage nach einem spezifischen Charakter der Landschaft zu beantworten? Es ist wohl in erster Linie dem romantischen Blick der Moderne geschuldet, wenn wir glauben, in Delphi spontan eine Wesensverwandtschaft zwischen dem apollinischen Kult und der ernsten und erhabenen Bergwelt entdecken zu können; dem Dichter des homerischen Hymnus lag ein solcher Zusammenhang offensichtlich fern.

Zusammen mit den zwei Helfern Trophonios und Agamedes (so geht nun die Erzählung von der Gründung Delphis weiter), habe Apollon daraufhin sich einen steinernen Tempel erbaut. Damit läßt der Dichter den weitverbreiteten Mythos beiseite, demzufolge es im Heiligtum zunächst nur eine Art Laubhütte aus Lorbeerzweigen gegeben habe, aus Zweigen vom heiligen Baum des Apollon, die weither vom Tempetal herbeigeht wurden. Danach habe es einen Tempel aus Wachs und Federn gegeben, sowie einen von Hephaistos und Athene aus Erz gefertigten, und erst der vierte Tempel an dieser Stelle sei ein steinerner Bau gewesen. - Nach dessen Fertigstellung

benötigte Apollon nun Opferdiener für den Kult im Heiligtum. Er hielt Ausschau und erblickte ein Schiff auf hoher See, das von Kreta nach Pylos segelte. In Gestalt eines Delphins sprang er an Bord (398ff.) und lenkte es rund um die Peloponnes in die Bucht von Kirrha, das ist der Hafen des weiter oben auf einem Felssporn gelegenen Krisa. An Land gab Apollon sich der Mannschaft als Zeussohn zu erkennen und eröffnete ihnen, welchen Dienst er ihnen zgedacht hatte (493ff.):

Wie ich am Anfang

*draußen im luftigen Meer in Gestalt eines Delphins hinaufsprang
auf euer eilendes Schiff, so sollt ihr in euren Gebeten
mich den Delphinier heißen. Doch wird der Altar euch selber
alle Zeit der Delphinische sein und ein künftiges Schaustück.*

Damit gibt der Dichter nun auch eine Etymologie für den zweiten Namen des Ortes, nämlich für Delphi. Er leitet ihn von Apollon Delphinios ab, wobei es etwas irritiert, dass dieser tatsächlich existierende Kultname, der möglicherweise kretischen Ursprungs ist, keine tiefere Bedeutung für Delphi selbst zu besitzen scheint.

Der Gott führte nun selbst die Männer vom Strand zu ihrer neuen Wohnstatt hinauf (514-17, 520-22), wobei er jenen Weg einschlug, dessen Verlauf sich bis heute abseits der Fahrstraße nachvollziehen lässt. Der durchquert die fruchtbare Küstenebene und leitet in die von Ölbäumen silbrig glänzende, sich immer mehr verengende Schlucht des Pleistos hinein, bis er diese schließlich verlässt und linker Hand steil zum Heiligtum emporführt. Auf den Spuren des Gottes gelangten also alle Besucher nach Delphi: nicht nur diejenigen, die von Osten her über die Ausläufer des Parnass herbeikamen, sondern auch jene, die von Westen, zumal von der Peloponnes, zu Schiff in Kirrha landeten.

Wer als Einzelner Rat beim Orakel suchte, machte sich in der Regel zu Fuß auf den Weg. Das erzählen uns zahlreiche Episoden aus der Tragödie, die in diesem Punkte (wie in so manchem anderen Detail) die realen Verhältnisse des 5. Jahrhunderts widerspiegeln. Werfen wir einen Blick auf den *König Ödipus* des Sophokles. Als junger Mann begibt sich Ödipus von Korinth nach Delphi (787f.), ohne dass die Wegstrecke näher bezeichnet wird. Sobald er vom Orakel die ihn entsetzende Auskunft erhalten hat, er werde seinen Vater töten und

mit der Mutter Kinder zeugen, beschließt er, Korinth nur noch an den Sternen zu messen, d.h. sich so weit wie möglich von seiner vermeintlichen Heimat zu entfernen. Er verlässt Delphi kopfüber (796) - natürlich auf einem anderen Wege als dem, der ihn herbeigeführt hatte – und wählt jetzt den üblichen Zugang zum Heiligtum von Osten, auf dem er schnell zum fatalen Tatort gelangt (800ff.). Dieser liegt noch in der Landschaft Phokis, am Ostrand des Parnass, wo der Weg sich gabelt und links nach Daulis, rechter Hand aber weiter nach Theben führt (vgl. 733f.). Von dorthier nahte das königliche Pferdegespann des Laios, der seinerseits Delphi aufsuchen wollte, und weil die Engstelle dem entgegenkommenden Wanderer keinen Platz mehr bot, kam es zum Streit und schnell zum Mord. Pasolinis berühmte Verfilmung (*Edipo Re*, 1967) vermittelt einen recht realistischen Eindruck von der mythischen Situation; seine säuberlich lesbaren Wegweiser-Steine allerdings erinnern eher an römische Fernstraßen. Der an Ödipus ergangene Spruch beginnt schon am gleichen Tage sich zu erfüllen! Alles Weitere wird sich in Theben abspielen. – Aus dem Gesagten ergibt sich für seinen Hinweg aus Korinth nach Delphi, dass er offenbar die kürzeste, aber auch beschwerliche Route hart an der Küste des Korinthischen Golfes entlang bis nach Krisa eingeschlagen hatte.

Auch andere tragische Heroen begeben sich auf dem Landwege nach Delphi: der Muttermörder Orest flieht vor den Erinyen aus Mykene zu Apollon, um sich entsühnen zu lassen, und wird von diesem weiter nach Athen geschickt (Aischylos, *Orestie*). Aus Athen wiederum hatte Aigeus sich an das Orakel gewandt, der dann auf dem Rückweg in Korinth (ein geographisch sehr verwunderlicher Umweg, der wohl aus dem Zwang des Mythos zu erklären ist) mit Medea zusammentrifft (Euripides, *Medea*). Auf welche Weise schließlich, ebenfalls aus Athen, die Erechtheus-Tochter Kreusa mit ihrem Mann Xuthos und einer Schar junger Dienerinnen, die einen vollständigen Tragödienchor bilden, nach Delphi gelangt sind, wird vom Dichter nicht eigens erwähnt (Euripides, *Ion*).

Gerade das letztgenannte Drama eignet sich gut für eine Überleitung zur Betrachtung des Heiligtums selbst. Der Aufstieg über die gewundene Heilige Straße zum Tempel, vorbei an den auftrumpfenden Siegesmonumenten und den Schatzhäusern der

rivalisierenden Poleis, kann hier nicht beschrieben werden. Stattdessen wollen wir gleich den Tempel betrachten, und zwar mit den Augen des Chores aus dem *Ion*. Dieser zieht von links ins Theater ein, formiert sich in der Orchestra (dem zentralen Tanzplatz) und sieht sich von dort aus mit dem niedrigen Bühnengebäude konfrontiert, das den Schauplatz der Handlung, in diesem Falle den Apollontempel von Delphi, andeutend repräsentierte. Realistische Bühnenbilder gab es damals nicht, doch einem Teil des Publikums war dieser Tempel gewiss aus eigener Anschauung vertraut. Es war bereits der Nachfolgebau des oben erwähnten ersten Steintempels, denn der war 548/47 durch ein Feuer zerstört worden. Das athenische Adelsgeschlecht der Alkmaioniden hatte ihn aufwendig neu errichten lassen. Die Mädchen des Tragödienchores sind also gleichsam auf der Heiligen Straße emporgestiegen und bestaunen nun aus der Nähe den Skulpturenschmuck des Tempels. Begeistert und im hohen lyrischen Ton preisen sie „das schönäugige Licht des Zwillingsantlitzes“ und können damit kaum etwas anderes meinen als die *beiden* Giebelfassaden. Sehen konnten sie beim Herannahen natürlich nur eine von ihnen, nämlich die nach Osten gewandte repräsentative Eingangsfront des Tempels, gekrönt von Apollon, der auf dem Viergespann in sein Heiligtum einzieht. Sie erwecken jedoch den Eindruck, als könnten sie von ihrem Standpunkt in der Orchestra aus den Bau gewissermaßen von allen Seiten zugleich ins Auge fassen, so als würden sie ihn wie Touristinnen umrunden. Solche sind sie nun in der Tat, wenn sie erklären (V. 233): ‚Die Herrschaft gab mir dienstfrei, den Tempel des Gottes zu schauen‘.

Die am Tempel dargestellten mythischen Szenen, die sie in ihrem Einzugslied besingen, sieht das Publikum, ebenso wie die Sängerinnen selbst, nur vor dem geistigen Auge: wie Herakles gemeinsam mit Iolaos gegen die Hydra von Lerna kämpft, oder wie Bellerophon vom geflügelten Pegasos herab die Chimaira tötet. Die Episoden aus der Gigantomachie schließlich mit Athene, Zeus und Dionysos als siegreichen Kämpfern beziehen sich eindeutig auf die dem Publikum abgewandte Rückseite, also den Westgiebel des Tempels. In allen Fällen aber handelt es sich um Szenen, in denen urchtümliche Ungeheuer überwunden werden: darin liegt wohl eine Huldigung an Apollon, weil er die Pythonschlange besiegt hatte.

Euripides benötigte für seine Geschichte des im Heiligtum von Delphi aufgewachsenen Ion kein sichtbares Lokalkolorit: ihm musste es genügen, an die Phantasie der Zuschauer zu appellieren.

Eine zweite (fast ein halbes Jahrhundert ältere) Tragödienszene wird uns unmittelbar zum Kern des delphischen Kultes führen: der Beginn der *Eumeniden*, des dritten Teils der *Orestie* des Aischylos. Die dramatische Handlung setzt am frühen Morgen ein. Pythia, die Priesterin und Orakelauslegerin des Apollon, kommt herbei, um ihren Sitz im Inneren des Tempels einzunehmen. Mit einem Gebet ehrt sie die Vorgänger des Gottes am heiligen Ort: zuerst die Urprophetin Gaia, die Mutter Erde, sodann deren Tochter Themis, und als dritte die Titanin Phoibe, die ihren Platz schließlich dem neugeborenen Apollon überließ, worauf dieser den Beinamen Phoibos erhielt.

Und er verließ den heiligen See/ und die Klippen von Delos,/eilte zur schiffreichen Küste/ der Pallas Athene/und kam in dieses Land/ am Fuße des Parnassos./ Ihn begleiteten voll tiefer Ehrfurcht/ die Söhne des Hephaistos, die Athener./Sie schlugen ihm mit Äxten einen Weg/ und zähmten so das ungezähmte Land./ Bei seiner Ankunft/ neigte sich in großer Ehrfurcht vor ihm/ das Volk und Delphos,/ der damals Herrscher und Steuermann/ dieses Landes war./ Zeus aber begeisterte Apollons Sinn/ mit der göttlichen Seherkunst/ und setzte ihn als vierten/ auf diesen Propheten-Thron (Eumeniden V. 9-18, in der Prosafassung von Peter Stein).

Die Sehergabe also wurde Apollon vom Vater Zeus verliehen, in dessen Namen die delphischen Orakelsprüche ergehen. Friedlich, so meint es Aischylos, habe der Gott vom uralten Prophetensitz Besitz ergriffen. Der Dichter des homerischen Apollonhymnus hatte es anders dargestellt: er maß der Tötung der Pythonschlange große Bedeutung bei, weil er in diesem Kampf die gewaltsame Ablösung eines uralten chthonischen Kultes durch die jungen Olympier repräsentiert sah. - Als nächste ruft Pythia in ihrem Gebet die Gottheiten der Umgebung an: zuerst Pallas Pronaia, die vor dem Tempelbezirk wohnende Athene, dann die Nymphen der Korykischen Grotte hoch oben im Parnass, sowie Dionysos, der zeitweise in Delphi seine Wohnstatt nimmt. Über allen aber waltet Zeus der Vollender. – In wunderbarer Weise preist Aischylos hier die außergewöhnliche Heiligkeit des gotterfüllten Ortes.

Nach diesen Worten tritt die Pythia in den Tempel ein und die Bühne wird für einen Augenblick leer. Doch gleich darauf wird die helle und feierliche Ruhe jäh zerrissen: die Tempeltür öffnet sich von neuem und Pythia kriecht rückwärts hervor, von Entsetzen und Ekel geschüttelt. Im innersten Kultraum, am sog. Nabelstein (dem Omphalos), sitzt schutzflehend ein blutbesudelter Mann - wir wissen: dies ist der Muttermörder Orestes - und im engen Kreis um ihn herum eine Schar furchtbarer Gestalten: schwarz, schlangenhaarig und ganz und gar widerlich, in Schlaf gesunken, hässlich schnarchend - die Erinyen. Hier müsse der Herr des Hauses nun selber handeln, sagt sie, und entfernt sich. Dann wird das Innere des Tempels sichtbar gemacht. Apollon erscheint dem Orest und erneuert ihm gegenüber sein Schutzversprechen, schickt ihn aber weiter nach Athen zum Kultbild seiner Schwester auf der Akropolis. Athene werde dafür sorgen, dass er durch einen Richterspruch von seiner Blutschuld freigesprochen werde. Orestes stürmt davon, der kurz darauf erwachende Chor der Erinyen setzt ihm wütend nach.

Was aber hat es mit dem Omphalos, dem Nabelstein von Delphi, für eine Bewandnis? Es handelt sich bei diesem um den heiligsten Gegenstand im Tempel, um das sichtbare Symbol für die Geltung Delphis als Mittelpunkt der bewohnten Welt. Der Dichter Pindar erzählte, dass Zeus einst zwei Adler von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang aufeinander zufliegen ließ und dass diese sich hier getroffen hätten; der Nabelstein markierte seitdem diese Stelle. Wo aber kam der her? Die früheste Erwähnung, verbunden mit einer Erklärung, findet sich in der *Theogonie* des Hesiod (497ff.): demnach sei dies der Stein, den Kronos anstelle des neugeborenen Zeus verschluckt und bei seiner Entmachtung dann wieder ausgespien habe. Den habe Zeus dann in der heiligen Pytho aufgestellt. Da dies lange Zeit, bevor Apollon sich des Heiligtums bemächtigte, geschehen sein musste, hat man den Omphalos auch als einen Fetischstein aus dem Gaiakult angesehen. Der Reiseschriftsteller Pausanias, der das Tempelinnere nicht betreten hatte, erwähnt (10,24.6) eine Nachbildung des Omphalos im Freien. Eine solche hat sich bis heute erhalten und ist im Museum von Delphi zu sehen: aus Marmor gefertigt, in Form eines Bienenkorbes, mit einem geknoteten

Netz von Wolle überzogen, was wohl aus der rituellen Nutzung erklärt werden muss.

Nächst dem Omphalos befand sich ein vergoldeter Dreifuß im Adyton des Tempels – ein apollinisches Requisit, das auf keiner Darstellung einer Orakelbefragung fehlt. Ursprünglich war der Dreifuß ein Gebrauchsgegenstand des gehobenen Lebensstils (zum Erhitzen von Wasser oder zur Speisezubereitung verwendet), doch dank seines Materialwerts avancierte er zum bevorzugten Weihgeschenk; dies gilt für Delphi ebenso wie für Olympia oder Athen, wo die Choregen eines siegreichen Dithyrambenchores ihre Trophäe traditionell dem Dionysos weihten und öffentlich aufstellten. – Warum in Delphi ein hochbeiniger Dreifußkessel dem Gotte selbst oder der wahrsagenden Pythia als Sitz dient, ist nicht geklärt. Immer wieder wird behauptet, dies habe etwas mit den aus einem Erdspalt aufsteigenden Dämpfen zu tun, welche die Pythia in prophetische Trance versetzt hätten. Auf einem Dreifuß über diesem Spalt sitzend habe sie ihre Sprüche erteilt, so beschreibt es schon ausführlich der Historiker Diodor (16,26.5). Allerdings liefert weder der lokale Augenschein, noch irgendeine der zahlreichen bildlichen Darstellungen eine Bestätigung dieser These, die darum längst als erledigt galt. Nun hat jedoch diese Ansicht jüngst wieder Aufmerksamkeit erregt, weil ein interdisziplinäres Team von Geologen, Archäologen, Chemikern und Toxikologen in einer Reihe hochspezialisierter Untersuchungen in naturwissenschaftlichen und klinischen Zeitschriften der USA sowohl die Möglichkeit austretender Gase als auch die Einnahme von Drogen durch die Pythia von neuem in Erwägung zieht. Eine kritische Sichtung der Ergebnisse dieser Forschungen durch Daryn Lehoux: *Drugs and the Delphic Oracle*, in: *Classical World* 101 (2007) 41-56 scheint mir jedoch ernüchternd auszufallen.

Es bliebe jetzt noch die reizvolle Aufgabe, dem Wirken eines delphischen Geistes auch im 20. Jahrhundert und bis in unsere Tage hinein nachzuspüren. Das kann in diesem Zusammenhang leider nicht geleistet werden. Zwei Punkte, die dabei in Frage kämen, sollen wenigstens kurz erwähnt werden: (1) der Versuch des Dichters Angelos Sikelianos und seiner Frau Eva Palmer-Sikelianou, als Pendant zu den sportlichen Olympischen Spielen der Neuzeit auch

musisch geprägte Pythische Spiele neu zu beleben. Die beiden träumten von einem Fest, das dem Frieden und der weltweiten Völkerverständigung dienen sollte. Ihr von einem unglaublichen Engagement und Idealismus getragenes Unternehmen scheiterte jedoch nach zwei Versuchen (1927 und 1930) am immer drückender werdenden Einfluss der Ideologien des Faschismus und des Kommunismus. Das heute als Museum umgestaltete Wohnhaus des Ehepaares Sikelianos dokumentiert ihre Bemühungen, eine ‚Delphische Idee‘ neu zu beleben, auf das vorzüglichste. (2) Als weniger spektakulär, aber von durchaus nachhaltiger Wirkung, erweist sich die Gründung des ‚Europäischen Kulturzentrums Delphi‘, das vom griechischen Kultusministerium und vom Europarat finanziert wird und seit den 70er Jahren kontinuierliche Arbeit mit dem Ziel einer internationalen Verständigung leistet. Alljährlich werden hier Kongresse zu Themen des antiken Theaters und seiner Rezeption, zur antiken Philosophie und Kunst und ihrer Fortwirkung in der Gegenwart veranstaltet. Auf zwei Freilichtbühnen finden bei solchen Gelegenheiten Theateraufführungen berühmter Ensembles aus aller Welt statt. Fern vom großstädtischen Getriebe und zugleich der sommerlichen Hitze in der Ebene enthoben, wird der Gast hier immer noch den Zauber einer griechischen Kulturlandschaft verspüren.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

Griechische Topoi bei Heinrich Schliemann. Troja, Mykene und die „homerische Frau“ Sophia.

Danae Coulmas, Köln

Manchmal hat man Glück. Der gelbbraune Smog weicht zurück, weggeweht vom Meereswind, und Athen wird bei der Abenddämmerung zur „veilchenbekränzten Stadt“ (ἰοστόφανοι ἑΑθῶναι) wie Pindar sagt. Dann ist der Hymettos violett und der antike Marmor der Stadt wirft in der abendlichen Blässe seinen matten Glanz: weiß, manchmal fast ockerfarbig. Auch der weniger alte Marmor der Gräber im zentralen Friedhof. Dort kann man noch für eine Weile zwischen den dunkelgrünen Zypressen wandeln und neben anderen großen und kleinen Mausoleen ein Grabmal betrachten, das links vom Eingang an hoher Stelle steht. Es ist in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts von dem deutschen Architekten Ernst Ziller nach dem Muster lykischer Fürstengräber entworfen und erbaut worden, im Auftrage von Heinrich Schliemann, der einige Jahre danach, im Januar 1891, dort beigesetzt wurde. An seiner Seite liegt seine Frau Sophia, die ihn um zweiundvierzig Jahre überlebte.

Heinrich und Sophia sind am Nordfries des Monuments zu sehen. Er mit Tropenhelm und Homers „Ilias“ in der Hand, sie in der Haltung einer Muse, wie man sie auf römischen Sarkophagen sieht. Rechts von dem Paar erkennt man Funde von Troja, links das Löwentor von Mykene. Schliemann hatte beim Entwurf des architektonischen Werkes nicht nur alles mit seinem Freund Ziller im Detail besprochen, sondern auch dafür gesorgt, dass sein Grab an der damals höchsten Stelle des Friedhofs errichtet wurde. Dieser Wunsch hängt sicherlich mit einem grundlegenden Wesenzug des Mannes zusammen, mit seiner beinahe naiven Megalomanie über den Tod hinaus, mit seiner Ruhmsucht nach φῆμη und στεροφημῶα. Aber auch mit dem Ort, an dem er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte: Athen.

Sein Grab sollte, höher postiert als alle anderen Gräber, die Stadt „beherrschen“, die der Ruhelose und immer Abwesende - er war die meiste Zeit seines Lebens entweder auf einer archäologischen Kampagne oder auf einer fernen oder auch nahen Reise unterwegs - als Wohnort gewählt hatte. Athen, die Heimatstadt seiner Frau Sophia. Wo er für sie, wie er sagte, seinen Palast, Iliou Melathron baute, eine der merkwürdigsten Behausungen, die man sich denken kann, imposant, farbenfroh, pompejanisch, mit altgriechischen Zitaten reichlich ornamentiert und überladen mit allen möglichen Verzierungen – heute würde man das poppig nennen.

Kulturstätten, Sehnsuchtsorte, Erinnerungsorte: Topoi im doppelten Sinne. Unsere Kulturgeschichte bietet solche Orte an, die gewissermaßen „sich selbst setzen“ oder als Kristallisationspunkte menschlicher Gefühle dazu erhoben werden, eben im doppelten Sinne. Die sie bezeichnenden Begriffe Sehnsucht und Erinnerung deuten auf ihre Eigenschaft als Landschaften der Seele hin, als Topoi, die dadurch zur Selbstfindung, zum Selbstverständnis und zur Selbstprojektion einer Person dienen können. In diesem Sinne soll es auch verstanden werden, wenn ich im Bezug auf Heinrich Schliemann von zwei Kulturlandschaften suggestivster Art, von seinem Troja und seinem Mykene spreche, aber auch von Sophia: seiner Frau, der Hüterin der Ordnung in seinem Leben und in seiner Seele, der Muse und Siegestrophäe bei seiner „Eroberung“ des Griechentums. Sie ist in seinem Verständnis eine „homerische“ Frau, so wie die Orte seines leidenschaftlichen Amateurtums homerisch waren.

Doch kehren wir für einen Augenblick noch einmal zum Athener Friedhof zurück. Das Mausoleum, stilistisch ebenso interessant wie das Iliou Melathron, aber schlichter, kann als letzte Ruhestätte naturgemäß nicht zu den Erinnerungsorten gezählt werden. Doch als Entwurf für die Ewigkeit ist es wie alle Lebensentwürfe Schliemanns - die archäologischen Planungen, die Planung der Ehe mit der griechischen Frau - durch seinen Willen geprägt, etwas zu erobern und zu beherrschen. In diesem Fall: die Stadt und dazu nichts Geringeres als die Unsterblichkeit. Wie bei den „ruhmreichen Helden Homers“, übrigens auch ein Topos, der in den Briefen beider, von Heinrich und von Sophia, anzutreffen ist. Damit verlassen wir Athen und folgen den

Spuren Schliemanns zu Kulturstätten, die er aus „dem Staub und dem Schutt der Jahrhunderte“ heraus gräbt.

Zunächst aber zur Definition des Topos, der in diesem Fall sich nicht nur auf die Landschaften Troja und Mykene, sondern auch auf eine lebendige Gestalt, nämlich Sophia, anwenden lässt. Unverzichtbare Referenz hierzu ist Aristoteles, der im 5. Buch seines Organons, das der Topik gewidmet ist, eine argumentative Methode für die Syllogismen bietet. Ich werde auf nähere Einzelheiten verzichten, nur so viel sei hier erwähnt: nach Aristoteles besitzt der Topos, griechisch Ort, einen mnemotechnischen Wert. Mit einfachen Worten gesagt, geht es um die Möglichkeit, etwas zu behalten durch die Fixierung des Gedächtnisses auf einen bestimmten Ort, dem man einen bestimmten Inhalt zuordnet. Der Ort stellt ein εἰθύμημα dar, d.h. etwas, was einen zum Erinnern auffordert. Εἰθύμημα aber bedeutet im Altgriechischen auch Gedanke, Sentenz, Einfall. Besonders interessant in Bezug auf unser Thema ist dabei das dazugehörige Verbum: εἰθύμωμαι, das erdenken, ausdenken, geistig erfassen bedeutet, auch beherzigen und entwerfen. Eine große Bedeutungsspanne, die mich unmittelbar zu Schliemanns Topoi führt, denn, so befremdlich es auch zunächst klingen mag, sie scheinen gerade aus diesem signifikanten Raum zu stammen und leisten dem eigenen, entworfenen, Mythos beste Dienste, z.B. dem Mythos vom „eifrigen Paar der Archäologie, das gemeinsam für die Zivilisation der Menschheit arbeitet“ – so Schliemanns Worte.

Auch heute bedeutet τοποφ zugleich τοποθεσία, μίροφ, περιοχ≈- also Ortschaft, Ort, Landschaft. Unter τοπίο wiederum, so kann man im Lexikon von Babiniotis lesen, sei gemeint ein meistens natürlicher Raum unter freiem Himmel, der häufig für den Menschen als Gegenstand eines ästhetischen Genusses wirkt; und ferner: die gemalte Darstellung einer Landschaft, öfters auch durch Personen ergänzt. Durch Personen ergänzt... man denkt an die Holzschnitte von Troja, die Schliemanns Bücher illustrieren, oder an die Photographie des Löwentors in Mykene, wo Heinrich und Sophia in diesen Kulturlandschaften mit verewigt werden. Troja und Mykene, großartige εἰθύμματα, nunmehr auch für uns Nachgeborene zu Kulturlandschaften geworden; sie wirken besonders durch die Personen, durch die sie ergänzt werden, wie die gemalte Bedeutung

Darstellung einer Landschaft es will... Für diejenigen aber, die darin abgebildet wurden und in ihnen gelebt haben, eignen sie sich vorzüglich dafür, zu Landschaften der Seele zu werden. Noch extremer: verwoben mit deren Leben und Tun, lassen sich die Orte nicht mehr von den Personen trennen. Sie werden eins mit der biographischen Substanz unserer Kulturgeschichte. Wenn sie aber Troja, wenn sie Mykene heißen, dann werden sie zunächst zu gewaltigen, bis dahin unerhörten Herausforderungen.

Man muss bedenken: sie müssen erst entdeckt werden! Für Zeitgenossen und Nachgeborene erst zu Kulturlandschaften werden.

Wie Troja, das bis zu seiner Entdeckung ein Abstraktum war, wie Mykene, dessen Standort zwar bekannt, aber archäologisch ebenso abstrakt gewesen ist. Beide lagen „unter dem Staub und dem Schutt der Jahrhunderte verborgen“, beide waren nur potentiell, sozusagen im Verborgenen dynamisch wirkende Ortschaften, die erst dadurch zu Topoi im metaphorischen Sinne wurden, dass ein genialer Mensch die Herausforderung annahm, visionär und trotzig, sie als solche entstehen zu lassen.

Troja und Mykene hören auf, nur mythische oder historische Ortschaften zu sein, und werden zu Kulturlandschaften durch die ungewöhnliche Energie Schliemanns, dieses verbissen an seinem Lebensentwurf arbeitenden Mannes des 19. Jahrhunderts. Sie prägen sein Bewusstsein so tief, dass Heinrich Schliemann sich bei der Darstellung des eigenen Lebens ihrer ununterbrochen bedienen muss. Im Willen sie zu erobern – sie zu finden, ja ihre Existenz zu beweisen, sie auszugraben, seinen Namen mit ihnen zu verbinden und durch sie berühmt zu werden, in die Geschichte einzugehen als ihr Entdecker. Das ist die einzige Art, die einzige Möglichkeit Schliemanns zu leben und sich selbst zu verstehen. Durch Kultur, die er aus der Vorzeit, aus dem Urboden heraufholt.

Dass Sophia Schliemann zu diesem Selbstverständnis gehört – die Heirat mit ihr war, wie gesagt, ebenso ein Willensakt -, lässt sich auf konkrete, besondere Gründe zurückführen, über die ich noch sprechen werde und die mit den aristotelischen εἰθυμματα, dem Erdenken und Entwerfen etwas zu tun haben. An dieser Stelle sei nur der im Jahr 1869 von Schliemann geprägte Satz erwähnt, die Initialzündung gewissermaßen für die Erschaffung des Paares, geschrieben in dem

Brief, den er seinem Freund und ehemaligen Lehrer, dem Metropoliten Vimbos nach Athen schickt, mit der Bitte, für ihn eine Griechin als Gattin zu finden: „*Sie soll schwarzes Haar haben und sich für Homer begeistern können*“.

Vorsätzlich und vorgeplant also. Schliemann war dabei, sich seine eigene Landschaft, die Landschaft seiner Seele auszumalen. Wie die Darstellung eines natürlichen Raums... durch Personen ergänzt. Sophia ergänzte, noch bevor er sie kennenlernte, seine Kulturlandschaft, die homerische Welt, für die und in der er von nun an leben wollte. Übrigens, das malerische Element der schwarzen Haare gehört zu einem anderen Topos, nämlich zu der damaligen Vorstellung der Deutschen von der griechischen Frau. Wie die Iphigenie von Feuerbach, die in erschwinglichen Reproduktionen viele gute Stuben des Bildungsbürgertums schmückte. Schwarzhaarig aber, was die Griechin für Schliemann angeht, musste sie auch homerbegeistert sein. Letzteres wurde zu einer seiner stereotypen Redewendungen, ein vorgeprägtes Bild, ein absolut persönlicher Topos. Kein Versatzstück also zur allgemeinen Verwendung, sondern eine streng private, gefestigte Vorstellung, Teil seines großen Traumes: homerisches Troja, homerisches Mykene, homerische Frau.

1. Ankershagen und Dr. Jerrers Weltgeschichte für Kinder. Der biographische Selbstentwurf.

Wie hatte alles angefangen? Die Kulturgeschichte hat eine Vielzahl von Szenen prophetischer Motivation vorzuweisen, in denen sie ihre großen Stunden einläutet oder eingeläutet sehen will. Die Entstehung des Traums von Troja am Weihnachtstag des Jahres 1829 in einem norddeutschen Pfarrhaus ist eine solche Szene. Der achtjährige Heinrich sitzt auf Vaters Schoß und blättert in seinem Weihnachtsgeschenk: Dr. Georg Ludwig Jerrer, Illustrierte Weltgeschichte für Kinder. Konzentriert und entzückt verweilt er bei einem Bild. Was ist das für ein Feuer? fragt er den Vater. Was sind das für Mauern? Da ist ein riesiges Pferd aus Holz! Und wer ist dieser Mann da, der mit einem anderen auf dem Rücken und dem kleinen Kind an der Hand wegläuft?.. Äneas?.. Und wie heißt die Stadt, die da brennt? Troja? Wo ist Troja? Es gibt sie nicht mehr? Wieso? Mit kindlicher Logik besteht er darauf: Der Zeichner muss sie gesehen

haben, wie hätte er sie sonst abbilden können? Und dann bringt der Achtjährige ein schlagendes Argument vor, eigentlich das Argument eines Erwachsenen: Solche starken Mauern können nicht ganz vernichtet sein, sie müssen „*wohl unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten verborgen*“ liegen. Der Vater zweifelt. Das Kind bleibt unerschütterlich. Und dann das große Versprechen: „... *endlich kamen wir überein, dass ich dereinst Troja ausgraben sollte*“.

Die Szene ist festgehalten in Heinrich Schliemanns Buch *Ilios. Stadt und Land der Trojaner*, geschrieben 1881. Sie gehört dem vorangestellten autobiographischen Teil an, einem retrospektiven Entwurf der Kindheit. Sie hat mich sehr beeindruckt, eigentlich als erdachte Szene – heutige Forscher neigen zu dieser Version, da bis zur ersten Reise Schliemanns dorthin, Troja von ihm nirgends erwähnt wird. Als ich die Szene in meinem Buch *Schliemann und Sophia* beschrieb, schloss ich mit den Worten: „Geschehen 1829 oder 1881 erdacht, das macht wenig Unterschied“. Gerade für den Bereich, den wir hier behandeln. Schliemann selbst baute minutiös, konsequent und mit nie nachlassender Inspiration die Legende, die ihn bis heute umgibt, trotz einer ebenso minutiösen Erforschung der Tatsachen. Dichtung und Wahrheit liegen so nah beieinander wie selten bei einem Menschen. Wobei man sagen muss, dass Kindheit als Entwurf des Lebens in den Biographien und auch in Romanen des 19. Jahrhunderts keine Seltenheit ist.

Erlauben Sie mir hierzu einen kleinen Exkurs. Als ich beim Schreiben des genannten Buchs den Versuch unternahm, der Wahrheit näher zu kommen, musste ich immer wieder drei Ebenen durchqueren: erstens die autobiographischen Texte von Schliemann, in welchen hauptsächlich der große Entwurf des Lebens retrospektiv formuliert, stilisiert und teilweise erfunden wird; zweitens die Tagebücher, in welchen er offenbar mit großem Vergnügen das Leben nach Belieben inszeniert aber auch Zutreffendes festhält; drittens die Korrespondenz mit Freunden und Gelehrten, wo, je nach Adressat, die Wirklichkeit oder die Legende akzentuiert werden. Schließlich auch seine Übungshefte, ein Berg von Unterrichtsheften in allen möglichen Sprachen - er konnte mehr oder weniger zwanzig -, in denen man mitunter erstaunliche Bemerkungen findet, ehrliche Mitteilungen, die

man nicht erwartet hätte; z.B. die Bezeichnung des ansonsten immer schonend erwähnten Vaters als einer *canaglia maledetta*.

Wie auch immer, der Raum der Vision und der Legendenbildung muss bei Heinrich Schliemann ebenso ernst genommen werden wie jedes wahrhaftige Dokument. Denn in diesem Raum entstehen, durch seinen Willen sie sich zu erobern, die Landschaften der Seele: Mykene, das zivilisatorische Zentrum einer ganzen Menschheitsepoche, und das von den Griechen zerstörte Troja, die Stadt, die er, und nur er, entdecken darf. Ob 1829 als kindlicher Traum entstanden, oder 1881, lange nach ihrer „Eroberung“ in die Kindheit zurückversetzt, ist ohne Bedeutung, da beides der Suche nach dem Topos zuträglich ist.

2. Neustrelitz und die versäumte Bildung. - Fürstenberg, ein Müllergeselle und der Geist Homers. - Sankt Petersburg und der griechische Lehrer Vimbos.

Heinrich Schliemann hatte eine unglückliche, zweifellos auch traumatische Kindheit. Er wurde geboren am 6. Januar 1822 im Dorf Neubukow, als Sohn des Pfarrers Ernst Johann Adolf Schliemann und seiner Frau Luise Therese Sophie, geborene Bürger (auch sie stammt aus einer Pfarrerrfamilie) und wuchs seit seinem zweiten Lebensjahr in Ankershagen auf, einem Gutsdorf mit tausend Einwohnern, in Mecklenburg, dem ärmsten und am meistens rückständigen der deutschen Fürstentümer. Er ist das fünfte von neun Kindern und wird Johann Ludwig Heinrich Julius getauft. Das reetbedeckte Pfarrhaus, die spätromanische Kirche, der kleine Teich im Garten, die Schönheit der Endmoränen-Landschaft, alles hätte eine wundervolle Kulisse für eine behütete, glückliche Kindheit sein können. Doch alles ist ganz anders. Der Vater trinkt, hat ein Verhältnis mit der Magd, die Mutter wird beschimpft und misshandelt, zu Tode geschwächt; sie stirbt, als Heinrich neun Jahre alt ist. Der Vater wird seines Amtes enthoben, Heinrich wird zu einem Onkel in Kalkhorst, einem entfernten Dorf, geschickt. Mit elf Jahren wird er in Neustrelitz im Gymnasium eingeschrieben, doch nach drei Monaten wird ihm das weitere Studium an dem elitären Carolinum verwehrt – wohl wegen des Skandals seines Vaters. Er wird umgeschult und absolviert die Realschule mit einem mäßigen Zeugnis.

Sind die schlimmen Erfahrungen in den ersten Jahren seines Lebens zweifellos prägend gewesen, zu deren Kompensierung er übrigens ungewöhnliche Wege ging: mit maximalen Anforderungen an sich selbst aber auch mit einer mythomanen Ichbezogenheit, die zur Megalomanie wurde, so ist sicherlich der Abbruch der gymnasialen Bildung, d.h. die versäumte humanistische Bildung, ebenso traumatisch gewesen. Ungewöhnlich aber auch die Wege, die er zur Überwindung dieser Tatsache einschlägt: er lernt Griechisch als erwachsener Mann im fernen Russland und später, im für damalige Verhältnisse fortgeschrittenen Alter von über vierzig Jahren, gibt er den Kommerz auf, um nach Paris zu ziehen und sich an der Sorbonne als Student einzuschreiben. Zu diesem Zeitpunkt ist er längst ein Multimillionär. Er hatte tatsächlich mit „Teller waschen“ angefangen, bzw. mit Tüten kleben und Kartoffeln schälen für die Schnapszubereitung, als Junge für alles in einem Krämerladen in Fürstenberg an der Havel. Dann hatte er in Amsterdam bei der feinen, internationalen Handelsfirma Schröder & Co im Kontor gearbeitet, die ihn bald zu ihrer Filiale nach Russland schickte, wo er sich mit bedenkenlos spekulativem Mut und harter Arbeit ein riesiges Vermögen schon im Alter von fünfundzwanzig Jahren erwarb.

Was aber ist mit Homer? Wann begegnet er ihm direkt, d.h. wann hört er sein Wort im Original, den Rhythmus der Hexameter? Vielleicht schon damals, als er den Inhalt noch gar nicht verstehen konnte?... Wann begegnet er Homer, nicht nur anhand von nacherzählten Episoden wie in Jerrers Weltgeschichte, sondern als Teilhaber an der oralen Tradition des homerischen Epos, als Zuhörer des Textes auf Griechisch? Glaubt man ihm selbst, und in diesem Fall haben wir keinen Anlass, es nicht zu tun: Da er keine humanistische Bildung genossen hat und der Onkel, als Pfarrer, ihm nur etwas Latein beigebracht haben mag, fand seine erste Begegnung mit Homer in der Zeit von Fürstenberg statt, als er fünfzehn, sechzehn Jahre alt war. Dort, in den dunklen Krämerladen am Hafen, trat eines Abends ein Müllergeselle namens Hermann Niederhöffer, ein verhandelter Abiturient wie Heinrich selbst, der aber im Gegensatz zu ihm nicht nur Latein konnte, sondern auch Griechisch! Und offenbar wollte er es auch beweisen, denn er fing schon nach dem ersten Schnaps an zu deklamieren: Menin aeide, thea, Peleiadeo Achilleos...- Singe den

Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus – den ersten, und dann hundert weitere Verse aus der Ilias! Natürlich mit erasmischer Aussprache, dieser nach etwa 2300 Jahren von einem Gelehrten des Okzidents festgelegten Sprachintonation und Betonung, die jeden Griechen seltsam, ja komisch anmutet: all die eis und die eus - schönes Beispiel gleich jenes Peleiadeo am Anfang der Ilias... Schliemann hat sich später zu der Aussprache der Griechen seiner Zeit bekannt und sich für diese engagiert. Er weist darauf hin, anhand von Inschriften, die er in Orchomenós ausgegraben hat und deren Inhalte phonetisch wiedergegeben sind, dass das ai schon im vierten Jahrhundert v. Chr. wie e gesprochen worden ist. Damals aber in Fürstenberg kredenzte er dem Müllergesellen einen Schnaps nach dem anderen, um noch mehr von Homer zu hören und sich durch den Rhythmus der Hexameter in Trance versetzen zu lassen.

Es kommt einem so vor, als würde diese Szene sich kaum woanders abgespielt haben können als irgendwo in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts: Hermann und Heinrich, zwei halbgebildete junge Leute im düsteren, nach Hering und Schnaps riechenden Krämerladen, wo völlig unerwartet der Geist von Hellas weht, der den einen von ihnen nicht mehr loslassen wird: „Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, dass er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen“ Die Sprache, die zur Sprache seiner „Gedanken und Träume“ wurde.

Wie aber lernte er Griechisch, und wann? Es war in Russland. Und zwar in einer sicherlich ungewöhnlichen Reihenfolge. Erst Neugriechisch, dann Altgriechisch (eine von einigen Philologen heute präferierte Methode), d.h. er erfüllte sich den in Fürstenberg gehegten Wunsch, die Sprache Homers zu lernen, erst nachdem er sich die Sprache der griechischen Händler, mit denen er in St. Petersburg verkehrte, angeeignet hatte. Kommerz geht vor Bildung. Genauso hatte er es auch in Amsterdam gehalten, als er mit seiner eigenen Crash-Methode Russisch lernte, weil Schröder & Co Tee-Handel mit Russland betrieben und in Holland kein Mensch Russisch sprach, Schliemann aber der Meinung war, man müsse die Sprache der Kunden, mit denen man verhandelt, beherrschen. (Sprachen lernen stand eindeutig am Anfang seiner Karriere zum Millionär; und Zeitung lesen, noch bevor es die Konkurrenten getan haben).

Sein Lehrer in St. Petersburg war ein griechischer Student der Theologie. Wir dürfen den Tag, an dem er zum erstenmal Schliemanns Haus betritt, einen Schicksalstag nennen. Denn dieser junge Mann ist der spätere Metropolit Kynourias, ein bekannter Theologe an der Universität Athen namens Theophilos Vimbos. Doch nicht nur das: er wird auch der προξενητὴρ sein, der Ehestifter zwischen Schliemann und seiner, des Metropoliten, Nichte Sophia Engastromenou. Er wird ihm unter anderem das Bild von Sophia ins ferne Amerika schicken, wo Schliemann nach der Zerrüttung und Auflösung seiner Ehe mit der Russin Lyssiskaja geschäftlich weilte. Heinrich verliebt sich in Sophias Bild.

Neustrelitz und die versäumte Bildung, Fürstenberg, ein Müllergeselle und der Geist Homers, Sankt Petersburg und der griechische Lehrer und Ehestifter Vimbos – der Haupttopos bei alledem für die Bildung der eigenen Legende ist Homer. Das reicht, wie ich schon sagte, bis hin zur homerischen Frau, der Griechin für Troja.

Der Weg nach Troja aber führt Schliemann – trotz Jerrers Weltgeschichte für Kinder – nicht über Rom und Äneas mit Vergil; der Weg führt über Griechenland und mit Homer. (Man lese bei Seferis nach, was dieser Unterschied für das Erfassen der Welt bedeutet: mit dem sinnensfreudigen, der Welt zugewandten „Aufklärer“ Homer, oder mit Vergil, dem Moralisten). Der Weg ist auch sprachlich direkt, er führt ihn zunächst zur griechischen Frau Sophia. Schliemann reist also nach Griechenland.

Und jetzt, wir schreiben das Jahr 1869, beginnen die Landschaften, die Kulturlandschaften, die archäologischen Stätten, jetzt beginnen die natürlichen τοῖποι zu metaphorischen τοῖποι zu werden; oder einfacher und emotionaler ausgedrückt, zu Landschaften der Seele und zu leitmotivischen Formulierungen im Werk und in der Korrespondenz. Damit werden sie zum wiederholbaren Ausdruck seines Lebens, das zugleich durch sie bestimmt wird: τοῖποι als εὐθυμῆματα fürs Leben. Es ist der Augenblick seiner vorprojizierten, eigenwillig konzipierten vita nuova. Und trotz des inflatorisch benutzten Namens der kleinen Insel und des Dichters, der sie besungen hat, können wir nicht umhin zu bemerken: dieser Beginn hat nur in Ithaka stattfinden können.

3. Ithaka. Der Beginn der *vita nuova*. Der Ritt durch die Argolis und das Paar.

Ithaka steht in der abendländischen Tradition, noch bevor Kavafis sein berühmtes gleichnamiges Gedicht schrieb, für den Aufbruch und für die Rückkehr, für eine Reise voller Abenteuer, für die Odyssee des Lebens. Schliemann brauchte diese Symbolik nicht. Hier begann vor Jahrtausenden die andere, die homerische Odyssee, das genügt ihm. Als er am 8. Juli 1869 den symbolträchtigen Hafen betritt, beschäftigt ihn der archäologische Aspekt seiner beschlossenen *vita nuova*, d.h. die Erforschung der Vorgeschichte mit dem Spaten. Die war damals gerade in ihren Anfängen, und Schliemann trachtete immer nach dem Neuesten, war aber stets an Extremen interessiert und besaß eine besondere Affinität zum Ursprünglichen. So ist er überglücklich, den Urboden europäischen Geistes zu berühren, und in unbändiger Begeisterung führt er bereits am selben Vormittag die ersten Spatenstiche in die Erde. Er glaubt, in beinahe kindlicher Naivität, nach diesen ersten Spatenstichen die Urnen mit der Asche des Odysseus und der Penelope gefunden zu haben, ausgerechnet in der Nähe der Stelle, an der das legendäre Paar sich in den Armen lag, dort „wo nach meiner Vermutung sich der herrliche Ölbaum befunden haben musste, aus welchem Odysseus sein Hochzeitsbette verfertigte und um dessen Standort er sein Brautgemach baute“ (Od. XXIII, 183 ff)

Erstaunlich dieser Mut, und doch wiederum nicht. Der Mut der Amateure war in jener Zeit wirklich groß. Die meisten von ihnen, Vertreter westlicher Länder vor allem, suchten Griechenland nicht nur mit der Seele, in der Manier von Goethe, sondern gleich auch mit dem Spaten; sie wurden fündig, sammelten und nahmen mit. Schliemann war anders als diese Sammler, seine Suche ging tiefer, war keine *recherche d'antiquités* quasi an der Oberfläche. Mit seiner Suche ging er, wenn es nötig war, bis zu dem Urboden. Und er nahm natürlich auch mit, einen ganzen „Schatz“ wie man weiß. Dabei blieb er immer ein Amateur; das besagt aber keineswegs, dass er nicht einiges mehr konnte als seine gelehrten Kollegen, aber auch einiges einfach falsch machte, häufig nicht nur aus Unkenntnis, sondern aus Ungeduld.

Als amateurhaft gilt auch die Doktorarbeit, die er anschließend anfertigte, insofern sie im Grunde nur einen Reisebericht darstellte, mit dem Titel *Ithaque, le Peloponnèse et Troie*, auf französisch und gleichzeitig auf deutsch publiziert. Ausgeweitet mit einem biographischen Teil, legt er die deutsche Version im März 1869 der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock als Dissertation vor. Man attestiert ihm Forschungseifer und verleiht ihm in absentia und ohne Rigorose die Doktorwürde mit rite, ausreichend. Man munkelt, sein verschuldeter Vetter Adolf Schliemann, Justiziar in Schwerin, hätte sich, von Heinrich dafür großzügig bedacht, bei einflussreichen Personen hilfreich darum bemüht. (Zwischen lauterem und unlauterem Mitteln zu unterscheiden war nicht Heinrich Schliemanns Art).

Nun, der Weg nach „Troja“ führt, folgt man dem Epos, über Mykene, die Heimat Agamemnons. Schliemann setzt seine Reise von Ithaka aus auf dem Peloponnes fort, wie es auch im Titel seiner Dissertation heißt. Leicht können wir uns vorzustellen, in welcher Euphorie dies geschieht. Die glühende Hitze, die alles wie eine Fata Morgana erscheinen lässt, macht ihm, dem Deutschen, im Gegensatz zu seiner griechischen Frau nicht so zu schaffen. Er reitet auf der roten Erde der Argolis zwischen grausilbernen schimmernden Olivenbäumen und harzig duftenden Pinien die Hänge hinunter bis nach Navplio. Er möchte immer hier sein, auf homerischem Boden¹. Und hier mischen sich die homerischen Kategorien, in welchen er schon lange denkt, fast automatisch mit seinem Wunsch nach privatem Glück: Immer hier sein und „die Sprache meiner Gedanken und Träume“ sprechen. Die Vergangenheit ausgraben, in Mykene, in Troja. Er muss bis zur namenlosen Urzeit der Menschheit hinabdringen, zusammen mit einer Frau, von der von ihm selbst geradezu programmatisch gefordert wird, von Homer begeistert zu sein, und die zugleich, hier auf diesem Boden geboren, Homers Nachfahrin ist – das steht für Schliemann nicht in Frage, sein Blick ist nicht von Fallmerayer² getrübt.

1 Es muss darauf hingewiesen werden, dass der gesamte mittelmeeerische Raum, auch Kleinasien und Troja, und wo auch immer die dramatischen Ereignisse der Ilias und der Odyssee stattgefunden haben, für Schliemann eine einheitliche, eine griechische Welt bilden.

2 Jakob Philipp Fallmerayer, *Geschichte der Halbinsel Morea* (1830). Vor allem in diesem Werk des österreichischen Historikers wurde den Griechen, im Jahr der Gründung des Neugriechischen Staates, ihre Abstammung von den alten Hellenen abgesprochen.

Es kann durchaus sein, dass tatsächlich dieser Ritt nach Mykene, unterwegs nach dem sagenhaften Troja, in ihm die Vorstellung der „Griechin für Troja“ entstehen lässt. Möglich auch, dass die Vorstellung des Paares als Glücksversprechen (Schliemann ist bis zu seinem 47. Lebensjahr nachweislich nicht glücklich gewesen), hier während des ersten Ritts in der Argolis entstanden ist. Es war sowieso die Geburt einer „tollen“ Idee. Jedenfalls ist es eine reizvolle Spekulation, den Einfall zwischen Mykene und Troja, während seiner Griechenland-Reise als spätes εὐθυμῆμα zu lokalisieren.

Behaupten kann man hingegen mit Sicherheit, dass man dieser Reise nach Ithaka und dem Peloponnes mehr zu verdanken hat als Jerrers Weltgeschichte für Kinder. Die Reise endete vorläufig mit Schliemanns erstem Aufenthalt auf dem Hügel Hissarlik in der Troas. Dort lag, noch ungeahnt, tatsächlich Troja, in der heutigen Türkei, „verborgen unter dem Staub und den Schutt der Jahrhunderte“.

4. Troja. Eine Kulturlandschaft im Werden.

Troja in der Troas und nicht in Karatepe in Kilikien, im alten Assyrien³. Schliemann sucht die sagenhafte Stadt dort, wo sie (den neuen, schwer belegbaren Theorien zum Trotz) wohl tatsächlich anzusetzen ist. Er zweifelt nicht einen Augenblick lang an der Existenz Homers, um die damals die große internationale Auseinandersetzung ging. „Und Homer hat doch recht“: das wollte er beweisen, die Wahrhaftigkeit der Ilias beweisen. Die Archäologie, und nur sie, war in der Lage, der Historie materielle Substanz zu geben, das wusste er besser als alle andere und verteidigte es mit der Vehemenz, die ihn charakterisierte. Der Rest ist bekannt.

Das Thema Troja war nichts Neues. Entweder verneinte man seine Realität, oder man suchte es am falschen Ort, beim Hügel Bunarbaschi (u.a. auch Feldmarschall Graf Moltke). Einer jedoch, der Engländer Frank Calvert, amerikanischer Konsul an den Dardanellen, vermutete

³ Zu der durch die vom Schriftsteller Raoul Schrott aufgestellten Thesen entflammten Debatte ist der Artikel von Christian Meier in der Neuen Zürcher Zeitung vom 2. 2. 2008 „Wir sind Kinder des Okzidents“ von besonderem Interesse; er stellt die Antwort dar auf den Artikel von Kurt Schumacher in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 29.12.2007 „Wir sind Kinder des Orients“.

es auf dem Hügel Hissarlik. Diesen Mann besucht Schliemann bei seiner ersten Reise in die heutige Türkei. Calvert hatte bereits einige rudimentäre Ausgrabungen in Hissarlik durchgeführt und insofern ist er der Entdecker von Troja, was die Topographie angeht – eine Tatsache, die zwischen ihm und Schliemann später zum Streit führte. Die Ausführungen der beiden über ihrer ersten Begegnung sind nicht ohne Interesse:

Calvert über Schliemann: „Er fragte mich nach meiner Meinung über die wahre Lage Trojas und gab dabei an, sich bisher mit dem Problem noch nicht befasst zu haben.“ Schliemann über Calvert: „Gestern machte ich die Bekanntschaft des berühmten Archäologen Frank Calvert, der annimmt, wie auch ich, dass sich das homerische Troja nirgendwo anders als in Hissarlick (sic) befand. Er riet mir dringend, dort zu graben.“ Schliemann hatte nicht nur die Begeisterung, er besaß auch die Mittel, die dazu nötig waren: sein Vermögen betrug in jener Zeit etwa zehn Millionen Mark.

Troja, eine Kulturlandschaft? Sie war am Anfang keine. Man wusste nicht, wo die Stadt lag, man wusste nicht, ob es sie je gegeben hat. Sie war rätselhaft wie Atlantis. Sie war auch nicht im Geringsten eine visuelle Tatsache, sie existierte nur in der Phantasie des Entdeckers. Dort allerdings entwickelte sie eine intensive Präsenz, bis sie, zäh erkämpft, ausgegraben, immer wieder gegen schärfste Kritik seitens der archäologischen Zunft verteidigt, die Dynamik einer sich bewahrheitenden Vision entwickelte und zur Kulturlandschaft, zu einer realen archäologischen Stätte wurde. Mag Schliemann sich auch geirrt haben - das Troja, das er aufdeckte, ist 1000 Jahre älter als das homerische.

Was die Umgebung betrifft: die Troas ist keine einnehmende Landschaft. Schliemann selbst fühlt sich, wenn er allein hier ist, unwohl: „allein in der Einöde“, wie er es formuliert. Aus den Sümpfen in der Ebene steigen die Dünste der Malaria auf, Frösche machen einen Höllenlärm, und nachts hört man den unheimlichen Ruf der Eulen – der abergläubische Schliemann erschreckt. Aber auch ein langgezogenes Lied schwebt in der Luft, von einem griechischen oder türkischen Arbeiter, der am Rande der tiefen Senke der Ausgrabung übernachtet. Tagsüber, wenn er aus dem 20 Meter tiefen feuchten Graben heraufsteigt ins grelle Licht, kann er über dem Ufer

Kleinasiens am Horizont die Insel Samothraki im vibrierenden Blau der Ägäis erkennen. Er lebt inmitten des griechischen Mythos, auch wenn Troja eine fremde, von den Griechen eroberte Stadt gewesen ist. Sein Argument dafür, den Schatz des Priamos „gerettet“ zu haben, indem er ihn heimlich den Osmanen raubte und nach Griechenland brachte, lautete: hätte Agamemnon ihn gefunden, hätte er sicherlich das gleiche getan.

5. Sophia Schliemann, die Griechin für Troja. Muse, Siegestrophäe und Hüterin der Werte.

Der Topos Sophia... Das bedarf einer Erläuterung, die bereits angeklungen ist. Sie ist nicht nur die Person, die das $\tau\pi\omega$, diese oder jene Landschaft des Lebens „ergänzt“. Sie erfüllt selbst den in diesem Zusammenhang wichtigsten $\tau\pi\omega$ seines Bewusstseins. Formulierungen wie „meine Gattin, eine homerbegeisterte Griechin“, „meine Gattin, eine Athenienserin, die homerbegeistert ist“ und ähnliches mehr begleiten Sophia in all den Jahren ihrer Ehe, sie finden sich überall in schriftlichen Dokumenten, in seinen wissenschaftlichen Werken und in der Korrespondenz mit den Gelehrten Europas und mit Freunden und Verwandten. Jede einzelne stereotypische Wendung ist aufrufbar und einsetzbar in jeder Situation, auch bei Anträgen für Ausgrabungsgenehmigungen, auch vor internationalem Publikum bei Vorträgen.

Darüber wird Sophia, um es mit einem heutigen Modewort zu sagen, zu einer Ikone, und zwar in wörtlichem Sinne. Ihr berühmtes Bild, die Photographie, die Heinrich Schliemann nach der Entdeckung des sogenannten Schatzes des Priamos im Jahre 1873 von seiner Frau hat machen lassen, ist die Stilisierung seines Traumes von der trojanischen Frau. Die Verschmelzung der Person, ihres Gesichts mit dem Gold dieses Schatzes ist perfekt: Geschmückt mit den prähistorischen Juwelen des „Priamos“, das Diadem der „Helena“ um das schwarze Haar gelegt, stellt sie die „homerische Frau“ des Entdeckers von Troja dar. In diesem ihm innewohnenden Sinne ist das Bild ein wahrhaft hervorragender optischer Ausdruck der Inszenierung eines Lebens.

Aber nicht nur das. Das Bild ist auch der werbewirksame Ausdruck dieser Inszenierung. Sophia, Modell und Muse zugleich, wirbt für Troja, für Schliemann und seine Grabung, für ihr Land. Man darf nicht vergessen, wie sehr Schliemann kritisiert worden ist, wie nötig er es hatte, für die eigene Sache zu werben, aber auch wie gut er dieses Geschäft verstand. Sophia als Helena: die Photographie trägt er stets in seinem Portemonnaie bei sich und verteilt sie bei jeder Gelegenheit, an befreundete Gelehrte und an Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, ja er schickt sie der „ganzen Welt“. Die Photographie besaß eine illustrative Beweiskraft ungeahnten Ausmaßes in einer Welt, in der (uns unvorstellbar) dieses Medium noch kaum eingesetzt wurde. Und man muss schließlich bedenken, dass innerhalb des bildlichen Topos der „homerischen Frau“ hier zwei weitere mnemotechnische Teiltopoi mitwirken: das Gold von Troja, berühmt seit Homer, und die schwarzen Haare Sophias, assoziativ mit der Vorstellung der Griechin verbunden. Es war von einer umwerfenden Originalität: eine schöne Griechin warb für Troja, und obendrein war sie die eigene Frau des Entdeckers! Auf ihrem schönen Gesicht liegt eine Spur von Traurigkeit. Ihr Blick wendet sich ab. Was die Sache etwas mysteriöser, noch wirksamer machte.

An dieser Stelle, anlässlich der bildlichen Verdichtung des Topos Sophia Schliemann, möchte ich eine persönliche Bemerkung einschieben. Als mir vorgeschlagen wurde, ein Buch über „Schliemann und Sophia“⁴ zu schreiben, lehnte ich zunächst ab. Denn Sophia Schliemann schien in allen Biographien, die ich kannte, als Person wenig interessant zu sein, vielmehr eine typisierte Gestalt der jungen gehorsamen Frau eines Genies, die zu ihm heraufblickt, bedacht ihm jeden Wunsch zu erfüllen, ohne eigene Charakterzüge, ohne eigene Wünsche, schlicht der Idealtypus einer Gattin, wie Schliemann selbst – dessen wurde ich später gewahr – sie erträumt und vom Ehe-Vermittler verlangt hatte. Ich lehnte ab, das Buch zu schreiben. Als ich aber kurz darauf in Athen war, packte mich die Neugier und ich fing an, in der Gennadeios Bibliothek, wo das Schliemann-Archiv aufbewahrt wird, in der Korrespondenz des Paares

4 Danae Coulmas, Schliemann und Sophia. Piper Verlag, München 2001, Taschenbuchausgabe Piper Verlag 2002. Δαν≤η□Κουλμ≤ση, □Σλ≈μαν□και□Σοφ□α, Εκδ@σειρ□Καστανι\τη Αθ≈να 2006.

zu lesen. Und da tauchte buchstäblich eine neue Gestalt auf, eine der interessantesten ihrer Art. Eine Frau, die die Fähigkeit besaß, diesem schwierigen Egomanen, cholерischen aber sie begeisternden Mann zu widersprechen, mit ihm zu streiten, ihn zu leiten, die Ordnung und die Werte zu verteidigen, wenn er sie verletzte, und die ihn zu lieben vermochte „trotz allem“. Ich stand damit vor einer dramatischen, überhaupt nicht typischen, sondern ungewöhnlichen Beziehung. Und ich fing mit dem Schreiben an.

Als Heinrich Schliemann am 20.9.1869 die 17jährige Sophia Engastroménou heiratet, ist er 47 Jahre alt und seine Erwartungen basieren auf der vorgefassten Meinung, dass die Griechinnen Engel sind. Sie selbst erweckte am Anfang auch den Anschein, einer zu sein: auf seine Briefe antwortete sie brav und gehorsam und versprach, ihm immer zu gehorchen.

Im Gegensatz zu ihm hatte sie eine wirklich behütete, glückliche Kindheit in einer kinderreichen Familie, die nicht zur Athener haute volée gehörte und mit der sie Zeit ihres Lebens auf engste verbunden blieb. Heinrich Schliemann aber hat einen außerordentlich schwierigen Charakter, er ist belehrend, tyrannisch, geizig, cholерisch, und ein Bündel von Energie ohnehin. Sie ist überfordert, muss weg von zu Hause nach Paris, muss gleichzeitig mehrere Sprachen lernen. Sie leidet, wird psychosomatisch krank, und: sie widersteht! Sie widerspricht ihm! Sie verteidigt ihre Ansichten, ja, sie hat Ansichten. Beide sind enttäuscht, die Ehe droht nach einigen Monaten zu zerbrechen. Sie spricht den entscheidenden Satz: „*lieber will ich sterben, als an der Seite dieses Mannes leben*“. Zutiefst getroffen erklärt er sie für krank und will sich scheiden lassen.

Doch durch eine Scheidung, d.h. durch die Anerkennung eines Scheiterns, wären die Lebensinszenierung, der Lebensentwurf, retrospektiv bis in die Kindheit zurück, wären Troja, der Ruhm und alles zerstört. Und ebenso die Vision des Glücks an der Seite einer griechischen Frau, mit der man Kinder in die Welt setzen könnte, in deren Adern griechisches Blut fließt, eine sozusagen auch biologische Eroberung des geliebten Landes. Eine solche Zerstörung durfte nicht sein. Schliemann verteidigte seinen Traum, als Sophia aus dem Traum herauszutreten drohte. Er tat es jetzt und auch später, als nach der ersten dramatischen Zeit eine enge Beziehung erwuchs und sie beide in Liebe verbunden lebten. Denn ihre Geschichte ist die Geschichte

einer schwierigen Ehe, jedoch auch die einer tiefen Zugehörigkeit. Trotz der „Szenen einer Ehe“, die sich in der Korrespondenz häufen, die ausgiebig weiter geführt werden, bis Zärtlichkeit sich wieder einstellt. Ist sein Charakter der Hauptgrund der Streitigkeiten, so liegt es auch an Sophia, die keineswegs ein Engel war, sondern eigene Meinungen vertrat – was ihn tatsächlich erzürnte - und häufig andere Prioritäten setzte als er. Das betraf z.B. das Wohl ihrer Kinder, bei denen zu bleiben sie für wichtiger hielt, als ihrem Mann in unwirtliche Gegenden wie die Troas zu folgen. So musste er immer wieder das Schicksal eigenwillig interpretieren, *corriger la fortune*, und die abwesende Sophia herbeizaubern. Diese Verteidigung seines Traums, des Topos von der „homerischen Frau“, reichte bis zur Lebenslüge.

Am frappierendsten, wenn sie in dem wichtigsten Augenblick nicht in Troja zugegen ist und er sie konsequent dort „erfindet“. Ich beschränke mich auf die am häufigsten zitierte Stelle, aus den Trojanischen Altherthümern 1874: Er hatte in acht bis neun Metern Tiefe am „Skäischen Tor“ Homers neben dem Haus des Priamos gegraben und war „auf einen großen kupfernen Gegenstand höchst merkwürdiger Form“ gestoßen. Dahinter schimmerte etwas ganz hell. Das Gold von Troja war entdeckt! Er schickte die Arbeiter zur Pause und fing an, den Schatz mit einem Messer herauszuschneiden, „was nicht ohne die allergrößte Kraftanstrengung und die furchtbarste Lebensgefahr möglich war“ - wegen der oft einstürzenden Mauern. Gefahr für ihn und für seine Frau Sophia, die nach den folgenden Worten neben ihm stand: „Doch würde trotzdem die Fortschaffung des Schatzes mir nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin mir dabei behilflich wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit, die von mir ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen.“ Sophia geht ein in die Geschichte als die Gehilfin ihres genialen Mannes im Augenblick seiner bedeutendsten Entdeckung, am engsten mit ihm verbunden am Höhepunkt seines Lebens; als Retterin eines Schatzes und der gemeinsamen Legende entsprechend, in der dieses einmalige Erlebnis ein gemeinsames sein sollte. Die Verteidigung eines Traumes? Sicherlich. Allerdings brauchte er sie als Zeugin der Entdeckung, angesichts der zu erwartenden Kritik, die dann auch heftig ausbrach, besonders in Deutschland und in Griechenland.

Das war Ende Mai 1873, genauer kann man das Datum nicht bestimmen. Schliemann hat es mehrmals in den eigenen Dokumenten geändert, so wie auch die genaue Ortsangabe. Ende Mai aber war Sophia nachweislich in Athen, weil ihr Vater gestorben war. Ihre Abwesenheit von Troja bestätigt Schliemann selbst in einem Brief an Charles Newton, den Direktor des British Museum, der bei einem Besuch in Athen von seinem Fund erfahren hatte: „Der Schatz wurde Ende Mai gefunden, und da ich schon lange bemüht bin, aus ihr eine Archäologin zu machen, habe ich in meinem Buch geschrieben, dass sie am Ort war und mir bei der Bergung des Schatzes half“. Ein lässiges Argument, gelassen vorgetragen.

Der Topos ihrer Anwesenheit aber erwies sich als besonders zäh. Schliemann wiederholte seine Behauptung sieben Jahre später in Ilios. Stadt und Land der Trojaner (1881) und auch, als im gleichen Jahr der lebensbestimmende Mythos des Paares zusammenzubrechen drohte, weil Sophia, die zur Helena geschmückte, zur homerischen Würde erhobene, sich als seine Frau und als Griechin verraten fühlte, denn Schliemann vermachte den Schatz, den er ihr doch geschenkt und den Griechen – um die Genehmigung für Mykene zu erhalten – versprochen hatte, nun „dem deutschen Volk zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung“. Es ist eine der schlimmsten Krisen im bewegten Leben des Paares gewesen. Aber, mag auch Sophia durch leidenschaftliche Briefe die Schenkung zu verhindern versucht haben, das betraf nur sie beide. In der Öffentlichkeit zeigte sie sich als das, was sie längst war, und was sie leider nach wie vor in fast allen romanesken Biographien und Filmen ist, der Wahrheit zum Trotz: als die „homerische“, stets bereitwillige Frau und Gehilfin des Entdeckers von Troja. Zu dieser Rolle war sie schon im Jahr der Entdeckung 1873 in der werbewirksamen Photographie stilisiert worden. Sie hat, so wird berichtet - und nirgends findet man, soviel ich weiß, einen gegenteiligen Hinweis - die Plausibilität seiner Lüge nie zerstört.

6. Mykene. Entdeckung einer Epoche der Menschheitsgeschichte.

Heinrich Schliemann wird bis zu seinem Lebensende immer wieder nach Troja kommen, zum Schluss mit seinem Assistenten und Nachfolger Wilhelm Dörpfeld, der ihm wissenschaftlich fundiert zeigte, dass sein Troja nicht das homerische sein konnte. Mit ihm

zusammen plante Schliemann vor seinem Tod im Dezember 1890 eine weitere Kampagne für den Frühling 1891. Doch Anfang der 70er Jahre galt seine Aufmerksamkeit Mykene, der Burg Agamemnons, des Führers des griechischen Heeres, das Troja zerstörte. Dies war eine unabdingbare Konsequenz und zwar im Sinne auch einer konkreten Beweisführung der Sache um Troja. Sie musste erbracht werden.

Aber die Griechen seiner Zeit machten ihm große Schwierigkeiten. Schon in Juli 1873, als die ganze Welt von der Entdeckung des Goldes von Troja erfuhr, machte Schliemann der griechischen Regierung ein Angebot. Er würde Mykene auf eigene Kosten ausgraben, ein Museum für die Funde errichten, und diese wären nach seinem Tode „Eigentum der griechischen Nation“, inbegriffen die trojanischen! Man lehnte ab. Schliemann war, besonders für die Deutschen und die Griechen, eine schillernde Persönlichkeit. Noch lief in Athen der Prozess des Museums von Istanbul gegen ihn wegen des geraubten Schatzes, der berühmten Beute. Und schließlich sei alles, was aus griechischem Boden je ausgegraben würde, ohnehin „Eigentum der griechischen Nation“. Die Gesetze der Griechen waren strenger als die der Osmanen, und die Schmuggelware aus der Türkei wollte man aus verständlichen politischen Gründen keineswegs haben. (Viele Griechen bedauern bis heute jedoch diese radikale Haltung.) Es kam zu unangenehmen Auseinandersetzungen. Schliemann solle seine „Keramiktöpfchen“ (ταψουκαλακία του) nehmen und woanders hinziehen und dergleichen mehr, verlautete aus professoralem Munde, und in der Presse floss viel Tinte. Während dessen wurde er selbst nicht müde, neue Anträge für Mykene zu stellen und Sophia dabei in die Waagschale zu werfen: „Ich habe mich in Athen niedergelassen, eine Griechin geheiratet und arbeite ohne Unterlass für den Ruhm Griechenlands“.

Er gibt nicht auf. Er macht Probebohrungen in Mykene, und das ohne Genehmigung. Die Telegraphendrähte zwischen Athen und Argos, dem Ministerium und der Präfektur, laufen heiß, Sophia spricht beim Minister vor und schließlich, als Heinrich sich bereits auf „fremde Länder“, in diesem Fall Italien, hin orientiert, erteilt ihm 1876, nach drei Jahren zähen Kampfes, die neugewählte Regierung die Erlaubnis, in Mykene zu graben. Sophia hatte ihm zu Geduld geraten, die Hoffnung aufrecht erhalten, dass man bald „auf dem Boden der

seligen und ruhmreichen Männer“ graben würde und nicht auf fremde Länder angewiesen sei. Ihr Patriotismus war in jener Zeit nichts Außergewöhnliches, doch sehr bemerkenswert. Vor allem aber wollte sie in der Nähe ihrer geliebten Familie sein, und diesmal wirklich an seiner Seite.

Auch insofern ist Mykene für Schliemann kaum zu einem metaphorischen Stereotyp geworden. Mykene ist die reale Kulturlandschaft, in der er, leidenschaftlich wie immer, gearbeitet und ausgegraben hat. Ein Kulturboden wie kein anderer: Urzeit und Vorgeschichte im helladischen Raum. Das Machtzentrum einer ganzen Kulturepoche der Menschheit. Die Kultur der Bronzezeit. Ein Zentrum, dessen Handelswege nach Asien und bis hoch in den europäischen Norden nach Dänemark und Deutschland reichten.

„Mykenai... Ich kam hier am 7. August an, auf demselben Wege, den Pausanias beschreibt“, notiert Schliemann in seinem Tagebuch am 19. August 1876. Es war nicht wie in der Troas. Kein unbekannter Ort. Mykene war verschüttet, aber bekannt. Das Löwentor war von den Reisenden schon vor dem 19. Jahrhundert beschrieben worden. Auch hatte der Ort seinen alten Namen behalten: das goldreiche Mykene (nur noch Troja und Orchomenós werden bei Homer sonst so genannt). Heinrich Schliemann wird die mykenische Kultur entdecken und „Vater der mykenischen Archäologie“ genannt werden.

Auch das *topío*, die Landschaft, ist anders als die Troas. Die zerklüftete, majestätische Umgebung, das Plateau zwischen den schroff abfallenden Felsen, die tiefe Schlucht, die Akropolis, die die argolische Ebene bis hin zum Meer 25 km weit entfernt beherrscht. Das alles ist die vollendete Szenerie, in der sich der Mythos nicht nur des homerischen Epos, sondern auch der Tragödien der klassischen Zeit spiegelt: das Schicksal des Herrscherhauses der Atriden bei Aischylos, Sophokles und Euripides. Die griechischen Tragödien, die ein Kulturgut unserer Zivilisation bis heute geblieben sind. Hier weht also nicht nur der Geist Homers, sondern auch der der großen Autoren der Klassik. Natur und Ruinen geben hier einem Topos Nahrung, aus dem Kultur über die Zeit hinaus wirkt, in unsere gemeinsame Kultur hinein, bis hin zu heutigen Interpretationen griechischer Tragödienstoffe durch moderne Autoren. Um noch einmal Christian Meier zu zitieren: wir sind Kinder des Okzidents. Schliemann war

übrigens besonders empfindsam gegenüber dieser Verbindung von Natur- und Kulturlandschaft mit schriftlicher Überlieferung.

Mykene: die Nacktheit der Landschaft, der wuchtige Stein, die kyklopischen Mauern, uraltes menschliches Leben, das er mit enormer Energie wiederzuentdecken vermag, dazu die klassischen Tragödien um die Sage der Atriden – alles vermittelt er Sophia. Und hier arbeiten sie tatsächlich mehr zusammen als anderswo. Im August steigt das Thermometer bis über 40 Grad. Der warme Wind umtost die Felsen, er pfeift durch Schluchten. Das Löwentor gerät im gleißenden Licht gleichsam in Schwingung. So fing dieses Ausgraben an. Als sie aber beide, nebeneinander kniend, in den Gräbern das Gold von Mykene, die „Maske des Agamemnon“ mit ihren Händen berühren, regnet es in Strömen. Es ist ein besonders kalter Novembertag. Es war nicht das Grab Agamemnons: die Gräber innerhalb der Burgmauer sind wohl vier- oder dreihundert Jahre älter, etwa auf 1600 v.Chr. in den Anfang der mykenischen Zeit zu datieren.

War Schliemanns Troja ein Phantom aus hethitischer Zeit, so war Mykene die wahre Begegnung mit der Welt, die Homer schildert, so jedenfalls nach dem Wissensstand Schliemanns. Und im Gegensatz zu Troja gab es hier, noch in der Erde vergraben, die Sprache und die Schrift. Aber ihm, dem Sprachbesessenen, war es nicht vergönnt, jene Tontäfelchen zu finden, auf denen die Zeichen der Linear B genannten Schrift die Tatsache beweisen, dass die mykenische Kultur das Schreiben beherrschte. Es war Griechisch, wie die Gelehrten später herausfanden: 800 Jahren älter als die Sprache Homers!

Heinrich Schliemann starb am 23. Dezember 1890 in Neapel. Sophia hatte den Tannenbaum besorgt, sie erwartete ihn in einigen Tagen... aber die Augen übermannte der purpurne Tod und das mächtige Schicksal...⁵ Sie aber wuchs in die Gestalt seiner Witwe hinein, der veuve glorieuse, im völligen Einklang mit seinem Ideal von ihr, von der homerischen Frau. Doch dies ist eine andere Geschichte...

7. Zusammenfassung

1. Schliemanns Troja ist ein Lebensentwurf. Wann genau entworfen, bleibt dahingestellt. Aus dem Nichts entstehend, wird es zur Stätte der

⁵ Ilias V, 82-83

Entdeckung des Jahrhunderts durch einen seltsamen, genialen Mann, der die Mauern der Stadt, ihre Keramik, ihr Gold – den schönsten Schmuck, den man bis dahin gesehen hatte – als Beweise für die Existenz Homers hinstellt und sie den legitimen Besitzern entwendet, was neben dem Skulpturenschmuck des Parthenon einen der berühmtesten Fälle von Kunstraub darstellt. Das von ihm unentdeckte wahre Troja führte auch zur größten Enttäuschung des „Entdeckers“, der dennoch höchsten Ruhm erlangte.

2. Mykene ist kein Lebensentwurf. Noch härter erkämpft als Troja, bedeutet es für seinen Entdecker den wahren Ruhm, der Initiator der Erforschung unserer Frühkultur zu sein. Auch hier legt er Mauern und Gräber und Keramik, vor allem aber Gold frei. Auch hier irrt er sich in der Datierung. Hier aber liegt Erfüllung, der wahre Wert seiner Arbeit. Ich bin nicht befugt, darüber zu urteilen, möchte aber Arthur Evans zitieren, der über Schliemann schreibt: „Von all seinen Entdeckungen war die der Königsgräber von Mykenae bei weitem die wichtigste, der Schatz des Priamos verblasst daneben“.

3. Sophia ist auch ein Lebensentwurf, sie ist Trägerin des Haupttopos, der stets Homer gewesen ist. Über die wahre Sophia, ebenso über die wahre Beziehung dieser beiden Menschen, wäre viel zu sagen. Beide sind Gegenstand - auf Grund der Dokumente und vor allem ihrer Korrespondenz – des Buches, aus dem ich einiges zitierte. Hier nur so viel über die Art und Weise, mit dem von ihm geschaffenen Bild von ihr umzugehen:

a. Sie hat dieses Bild, obwohl sie in Wahrheit keineswegs so war, wie er sie sich erträumt hat, doch mit Inhalt erfüllt. Dies geschah in der Rolle, die sie gegenüber der Öffentlichkeit spielte. Und sie wurde, ihm zuliebe, auch eine Kennerin von Homer, den sie zu deklamieren vermochte – nicht wie ehemals der Müllergeselle, sondern in der heutigen Aussprache, in der auch Schliemann den Dichter las und deklamierte.

b. Im wahren Leben war sie die Hüterin der Werte und der Ordnung, sie unterstützte und führte ihn. Sie war die Jüngere, aber die Reifere, er der genial leidenschaftlich Agierende, dabei der kindlich Egomane.

c. Die Verbindung beider Momente, der Rolle, die sie als Schliemanns Gattin zu spielen hatte und der Internalisierung dieser Rolle, war so vollendet, dass sie sich als Person der Zeitgeschichte, aber auch als Individuum hätte verleugnen müssen, wenn sie den von ihm

gestalteten Topos ihrer selbst negiert hätte. Sie führte ihn, aber er hat sie geformt.

Schließen wir den Kreis und kehren noch einmal zum wunderschönen Zentralfriedhof von Athen zurück, in eine für die Nachgeborenen wichtige, vielfältig assoziative Kulturlandschaft. Auf dem Nordfries von Schliemanns Mausoleum figurieren sie alle drei: die Kulturlandschaften Troja und Mykene und die „Muse“ Sophia. Das Paar: ein Topos, und als solcher biographische Substanz unserer Kulturgeschichte. Das Grab: ein Topos, zugleich Totenstätte und *ενθύμημα*, solange es unsere Erinnerungsorte und Kulturlandschaften geben wird.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Kulturlandschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 7, Münster 2009

Hirten und „ihr Land“. Zur Kulturlandschaft griechischer Weidegebiete

Thede Kahl (Wien)

1. Voraussetzungen für die Weidewirtschaft in Griechenland

Griechenland hat als Teil der Balkanhalbinsel Anteil an zwei großen Gebirgsketten: Die erdgeschichtlich jungen Dinariden und Helleniden verlaufen entlang der adriatischen und ionischen Küste; ihre Schichtkomplexe wurden seit dem Tertiär in südwestlicher Richtung verschoben. Die Balkaniden, die nach Nordosten und Norden verschoben wurden, prägen die östliche Hälfte der Halbinsel und sind erdgeschichtlich wesentlich älter. Beide Gebirgskomplexe berühren sich entlang einer wichtigen tektonischen Narbe, die nach dem zentralmakedonischen Fluss Vardar-Zone genannt wird. Auch der ungeübte Betrachter kann die wesentlichen Unterschiede der Gebirgszonen relativ leicht erkennen. Die jüngeren Gebirge weisen aufgrund ihrer kürzeren Erodierung schroffere Formen auf als die stärker abgerundeten alten Gebirge. Für die Hirtengesellschaften hat das Alter der Gebirge nur insofern eine Bedeutung, als dass abgerundete Landschaftsformen zwar leichter zugänglich, dafür aber in der Regel von dichtem Wald bestanden sind. Alter und Relief der Gebirge spielen daher eine geringe Rolle für die Weidewirtschaft.

Bezüglich seines Klimas liegt Griechenland überwiegend in der mediterran-subtropischen Klimazone. Mediterranes Klima im engeren Sinne ist an der Küste und somit in den tiefergelegenen Weidegebieten, die vor allem im Winter genutzt werden, zu finden. Im Norden hingegen liegt das Land in der Übergangszone zum kontinental-gemäßigten Klima. Da in Griechenland kein Ort über 100 km von der Küste entfernt liegt, ist das Klima aber auch in den nördlichen Landesteilen stark vom Mittelmeer beeinflusst, so dass im ganzen

Land beständig warme und trockene Sommer charakteristisch sind. Im Winter herrscht über dem Mittelmeer tiefer Luftdruck: Zyklonen bringen Niederschläge und kalte Luftmassen, die das Mittelmeergebiet zu einem subtropischen Winterregengebiet machen. Die Dauer der Trockenzeiten nimmt nach Süden hin zu. Dementsprechend müssen sich die Hirten auf unterschiedliche Weidemöglichkeiten einstellen: im Norden werden sie durch die relativ früh einbrechende Kälte bereits Ende September gezwungen, die Gebirge zu verlassen, während im Süden auch in den Höhenlagen bis weit in den Oktober hinein frostfreie Weideflächen zur Verfügung stehen.

Für die Viehhirten von größter Bedeutung ist weiterhin die Vegetation. Die adriatischen und ionischen Küsten weisen naturgemäß üppigeren Bewuchs auf als die Küsten des Ägäischen Meeres. Die Westabhänge sind ursprünglich walddreicher als die Ostabhänge, wenn auch Abholzung, Schneitelwirtschaft (Beschneidung von Bäumen für die Viehfütterung) und Überweidung dieses Bild vielerorts verändert haben. Grund hierfür sind von Westen kommende winterliche Westwinde, die den Westküsten wesentlich höhere Niederschläge bringen als dies im östlichen Griechenland der Fall ist. Auf der westgriechischen Insel Korfu werden im Jahr 1.300 Millimeter Niederschlag erreicht, während in der Thessalischen Ebene östlich des Pindosgebirges nur 450 fallen. Der feuchtere und weniger heiße Westen zeigt dementsprechend maritimere Eigenschaften als die kontinental geprägten Räume östlich der küstennahen Gebirge – weshalb PHILIPPSON (1959) von „Griechenlands zwei Seiten“ spricht.

Griechenland ist durch seine ausgeprägte Kleingliedrigkeit – die enge Verzahnung von Land und Meer sowie das dichte Nebeneinander von Gebirgen und Ebenen – gekennzeichnet. Zwischen den Berg- und Hügellandschaften sind Täler, Ebenen und Becken eingelagert, in denen sich die wichtigsten Siedlungsräume des Menschen befinden. Viele kleine Flüsse führen durch die hohen Niederschläge das ganze Jahr hindurch Wasser, während die Flussbetten der größeren Flüsse in heißen Sommern austrocknen können. In Küstennähe haben die Schwemmländer der Flüsse sowie die Ebenen große landwirtschaftliche Bedeutung. Die Küstenlinie mit ihren zahlreichen Inseln (darunter Kreta mit 8.300 km² und Euböa mit 3600 km²) ist stark zergliedert. Im Norden Griechenlands ragen die höchsten Berge

des Landes auf, darunter der Olym mit 2917 m Höhe und der Smolikas mit 2637 Metern. In Mittel- und Südgriechenland gibt es mehrere über 2000 m hohe Gebirge, darunter den 2407 m hohen Taygetos auf der Peloponnes. Karstformen sind auch hier weit verbreitet. Große zusammenhängende Ebenen sind in Griechenland selten. Außer der Thessalischen und der Makedonischen Ebene beschränken sie sich auf nur kleine Flächen. Durch das Nebeneinander von Höhen- und Tiefenlagen auf engem Raum sowie durch die sich saisonal verändernden klimatischen Bedingungen und den davon abhängigen Vegetationszyklus waren in Griechenland bis vor wenigen Jahrzehnten ausgedehnte Herdenwanderungen üblich, die zwischen Höhelagen im Sommer und Tiefenlagen im Winter pendelten. Während der Übergangsjahreszeiten wurden Strecken von bis zu 400 km in mehreren Wochen zurückgelegt. Selbst dort, wo die Weidewirtschaft eine geringe Rolle spielte, gab und gibt es derartige Wanderungen im Kleinen: Auch sesshafte Hirten wechseln im Laufe der Jahreszeiten ihre Weideplätze, bleiben dabei aber in der Nähe ihrer Wohnsiedlung.

2. Formen der Viehweidewirtschaft

Die Unterschiedlichkeit von Relief, Boden, Klima und Vegetation bedingt verschiedene Formen der Weidewirtschaft. Hinzu kommt die anhaltende wirtschaftliche und politische Unsicherheit in der Vergangenheit, die zur Entstehung der familiär organisierten Hirtengesellschaft in ihrer nomadischen, örtlich ungebundenen Form beitrug.

Hirtennomaden begeben sich jeweils dorthin, wo die Bedingungen für die Viehweide am günstigsten sind. Für die Hirtenbevölkerung war und ist es wichtig, die optimalen Winter- und Sommerweiden herauszufinden und zu nutzen. Es gelang ihnen durch ihre Wanderungen, die Launen des Klimas auszugleichen. Die trockenen Niederungen können im Sommer nicht als Weidegebiete genutzt werden, da dort ein Großteil der Pflanzen verdorrt ist und Beweidung die Vegetationsdecke völlig zerstören würde. Dagegen entwickelt sich die sommerliche Vegetation der Gebirge optimal. Nach der Schneeschmelze, die für eine gute Wasserversorgung der Böden sorgt, wachsen Gräser und Kräuter dort in großer Fülle. In den Niederungen

und Küstengebieten kann im Winter wegen höherer Niederschläge Gras wachsen. Außerdem treten dort häufig die Flüsse über die Ufer und bewässern das Land. Wenn das Wasser zurückweicht, breitet sich bereits gegen Ende des Winters Vegetation aus.

Optimale Viehweiden zeichnen sich durch junges Gras und junge Kräuter aus. Das Futter von diesen Pflanzen ist am eiweißreichsten und enthält am wenigsten Zellulose, die von den Weidetieren nicht direkt, sondern nur von deren Symbionten im Pansen, zersetzt werden kann. Altes Gras dagegen enthält wenig Eiweiß, aber viel Zellulose. Sehr gute Weidebedingungen bestehen daher nach einem Hochwasser in einer weiten Ebene sowie unmittelbar nach der Schneeschmelze im Gebirge, wenn das erste junge Grün aufkommt. Allerdings müssen sich die Grünländer immer wieder regenerieren, damit für längere Zeit ausreichend Weidegründe zur Verfügung stehen. Je ausgedehnter die Herdenwanderungen waren, desto stärker wurden dauerhafte Weidegebiete entlastet. In Griechenland konnten die Herdenwanderungen zwischen Sommer- und Winterweide mehrere Wochen dauern.

Dabei muss zwischen Hirtengruppen unterschieden werden, die mit den Herden im Jahreszyklus immer wieder auf gleichen Wegen und Weidegründen unterwegs sind, und denjenigen, die ständig neue Weideziele ansteuern. Neben Formen der nomadischen Weidewirtschaft entstanden Übergangsformen zur Sesshaftwerdung, bei der die Hirten von Herdenbesitzern bezahlt werden, das Vieh also nicht besitzen, sondern lediglich auf ihren Wanderungen begleiten. Auch sind sie in der Regel nicht im Familienbund unterwegs. Die Bezahlung gedungener Hirten erlaubt den Herdenbesitzern, an einem Ort sesshaft oder zumindest teilsesshaft zu sein, in ihrer Siedlung dauerhaft Gebäude und Land zu besitzen und Ackerbau oder Handel zu betreiben. Durch die sesshafte Lebensweise verbreiteten sich schließlich verschiedene Formen stationärer Viehhaltung, bei der die Hirten auf Herdenwanderungen verzichten.

Um die Begriffe Almwirtschaft, Transhumanz und Nomadismus existiert eine Diskussion, bei der es zur Entstehung einer Vielzahl von Begriffen gekommen ist, die in einzelnen Sprachen unterschiedlich definiert werden und in anderen Disziplinen unterschiedliche Bedeutung haben können. Vuia (1964: 21-189) unterscheidet

zwischen stationärer Viehhaltung, stationärer Viehhaltung mit Hochlandvieh, Viehhaltung im niedrigen Hügelland sowie abwechselndem Weiden in Höhen- und Tiefenlagen. Nach Sivignon (1968: 5) bilden die mobilen Weideformen der Balkanhalbinsel eine Übergangsform zwischen der Transhumanz des westlichen Mittelmeeres und dem Halbnomadismus Kleinasiens. Beuermann (1967: 17-24) bietet klare Definitionen zu Almwirtschaft, Transhumanz und Nomadismus (s.u.) und führt Begriffe für regionale Besonderheiten wie Kalyvia-Wirtschaft (von gr. καλύβια = Hütten) in Zentralgriechenland und auf der Peloponnes ein. Eine andere Möglichkeit ist, die Wanderungen nach der Länge der Strecken zu unterscheiden, wie dies Kaser (1992: 57, 68) tut, wenn er vom „Milieu des kurzen und langes Weges“ spricht, oder von Halbnomadismus zu sprechen, sobald eine Residenz im Winter- oder Sommerweidegebiet vorhanden ist (Kaser 1992: 32).

Die Vielfalt der Viehhaltungsformen lässt sich am besten durchschauen, wenn man nach den Besitzverhältnissen fragt: Im *Nomadismus* gehört das mitwandernde Vieh dem Familienoberhaupt und wird an den ältesten Sohn vererbt. In der *Transhumanz* gehört den Wanderhirten kein Vieh; die Hirten werden von sesshaften Herdenbesitzern bezahlt, die anderen Tätigkeiten nachgehen. Bei der *Almwirtschaft* wird eigener Viehbesitz in der Nähe permanent bewohnter Siedlungen gehalten und im Sommer von Familienmitgliedern oder saisonalen Angestellten in Höhenlagen geführt. Bei *stationärer Viehhaltung*, *Koppel-* und *Einzeltierhaltung* wird eigenes Vieh entweder ständig (Standweide) oder im Wechsel von Weiden und Mähen (Umtriebsweide) auf Weideflächen gehalten (zur weiteren Klassifizierung s. Kahl 2007, S. 104).

3. Vorstellungen griechischer Hirten über „Hirtenlandschaften“

Nehmen wir eine Einteilung nach Kriterien der Wanderhirten vor, wird in einen Bereich der Sommerweide, der Winterweide und des Übergangsbereichs, der jährlich zwei Mal durchwandert wird, unterschieden¹. Nahezu einstimmig wird angegeben, dass man dabei

¹ Die Befragungen der Wanderhirten, auf denen diese Aussagen beruhen, fanden 2008 im Rahmen mehrerer Forschungsreisen nach Epirus und Zentralgriechenland statt, die aus Mitteln des Österreichischen Fonds zur Förderung der

die Berge als „eigenes Land“ empfindet, während man in den anderen Gebieten mehr oder weniger zu Gast ist. Diese Einteilung, die von den Hirten aufgrund zeitlicher (Jahreszeiten) und räumlicher (Höhenlage) Kriterien vorgenommen wird, findet ihre Entsprechung in den Vegetationszonen (HORVAT, GLAVAČ & ELLENBERG 1974: Kt. 1), wie im Folgenden gezeigt wird.

a. Sommerweidegebiete

Viele Hirten in Griechenland sprechen von den Sommerweiden als *σε μας* (bei uns), *τα μέρη μας* (unser Gebiet) oder einfach als *θέρετρο* (Sommerweide) oder *ζεκαλοκαιριό* („Übersommerung“). Vokabular und Erzählungen belegen eindeutig, dass sie den Gebirgsraum am stärksten als ihren eigenen empfinden. Dies gilt selbst für Personen, die dauerhaft in der Ebene siedeln und sich entsprechend nostalgisch über „ihr Land“ in den Bergen äußern. Der Raum bedeutet für sie Freiheit und ungestörte Fortbewegung. Sie leben in den Bergen weitgehend allein, ohne irgendwelche Störenfriede und weitgehend ohne Gefahren. Die einzigen Feinde sind gelegentlich die Wölfe, von denen jeder gerne erzählt. Die oftmals unangenehme und dreckige Arbeit, die der Hirtenberuf mit sich bringt, wird von vielen heruntergespielt und romantisiert, sobald es um die Sommerweidegebiete geht.

Die Sommerweide der Hirten entspricht dem subalpinen Gebirgsland, das im Sommer ideale Vegetation für das Vieh aufweist: Ab einer Höhe von 1200 Metern treten verstärkt Wälder aus Buchen und Schwarzkiefern auf. Die Waldgrenze liegt naturgemäß bei gut 1.800 m. Vielerorts wurde sie durch die Weidewirtschaft herabgedrückt. In den Bergen dominieren sommergrüne Laubmischwälder, deren Nadelbaumanteil mit zunehmender Höhe steigt. Im oberen Teil des Buchengürtels (*Fagus sylvatica*) wachsen auch Tannen (*Abies alba*), Fichten (*Picea abies*) und verschiedene Ahornarten (*Acer*). In der Nähe der Waldgrenze finden sich Zirbelkiefer oder Arve (*Pinus cembra*), Eberesche (*Sorbus aucuparia*) und Lärche (*Larix decidua*). An der oberen Waldgrenze, auf 1.900 bis 2.100 m Meereshöhe, wachsen Tragant (*Astragalus tragacantha*) und Zwergwacholder

(*Juniperus sibirica*). In den Gebirgen kommt als ein Endemit mit sehr kleinem Verbreitungsgebiet die Balkankiefer (*Pinus peuce*) vor. Oberhalb der Waldgrenze dehnen sich Matten (Bergwiesen) aus, auf denen die Latsche (*Pinus mugo*) und Silberdisteln (*Carlina acaulis*) vorkommen. In den Gipfelregionen um 2.500 Meereshöhe gibt es schließlich nur noch einen lückenhaften Bewuchs widerstandsfähiger Gräser und Kräuter wie Borstgras (*Nardus stricta*) sowie Moose und Flechten.

b. Frühjahrs- und Herbstweide

Die Wanderrouten der Hirten folgten während der Übergangsjahreszeiten von den hohen Gebirgen in die küstennahen Ebenen, in der Regel entlang der Flusstäler. Dadurch entsprach die Wasserscheide meist auch der unterschiedlichen Ausrichtung von Wanderungen. Die Wanderung durch diese Gebiete wird als *διάβα* (Auftrieb bzw. Abtrieb) bezeichnet. In der Perzeption der meisten Wanderhirten ist das durchwanderte Gebiet fremdes Land, in dem viele Straßen, Dörfer und Ländereien die Bewegung einschränken. Während früher die Wege mehrere Wochen in Anspruch nahmen, legt man sie heute so schnell wie möglich, in der Regel mit dem Lastwagen, zurück.

Das kulturlandschaftliche Bild dieses Übergangsraumes ist durch große ziehende Herden und Karawanen geprägt gewesen. Dauerhafte Hirtensiedlungen gehören dagegen weniger zur Kulturlandschaft des Raumes. Viele Hirten haben sowohl in den Bergen als auch im Tal ein Zuhause. Oft leben sie dauerhaft in der Ebene, gehen aber zum Wählen in ihr Sommerdorf und bezeichnen es als ihre Heimat. Auffällig ist außerdem, dass in ihrer Vorstellung Dörfer einen Teil im Gebirge und einen in der Ebene haben und dabei hunderte von Kilometern auseinander liegen können. Ausschlaggebend ist nicht die Lage, sondern die Besiedlung durch verwandte Hirtenbevölkerung. Die Weidegebiete im Frühjahr und im Herbst entsprechen dem submediterranen Übergangsbereich: Im Hinterland der mediterranen Niederungs- und Hügelzone schließen Schwarzkiefern (*Pinus nigra*), Kastanien (*Castanea sativa*), Buchen (*Fagus*), Zypressen (*Cupressus*) und Sumachgewächse (*Anacardiaceae*) an. Oberhalb der Lagen von Macchia und Phrygana trifft man bis auf eine Höhe um 1.200 m auf Wälder mit immergrünen (*Quercus ilex*) und sommergrünen Eichen

(*Quercus pubescens*). Mit zunehmender Höhe über dem Meer wird der Anteil laubwerfender Bäume in den Wäldern größer. Dort, wo sich Täler ins Landesinnere hinaufziehen, dehnt sich auch die mediterrane Vegetation aus und ist in weiter Entfernung vom Meer bis in Höhen über 700 m zu finden. Für die Kalkgebirgsbereiche (700 bis 1.800 m) sind weite Tannenbestände charakteristisch. Am Fuße der Berge stehen außerdem Edelkastanien und Hainbuchen sowie im Nordwesten die endemische Panzerkiefer (*Pinus heldreichii*).

c. Winterweidegebiete

Im Winter können die Wanderhirten auch die Äcker als Weideflächen aufsuchen, besonders dann, wenn sie brachliegen oder wenn sie noch nicht mit dem Saatgut des Sommergetreides bestellt sind. Dann fressen die Tiere dort das noch vorhandene Unkraut, die Stoppeln der Kulturpflanzen und die bei der Ernte beiseite gefallenen Körner. Bei vielen Ackerbauern ist die winterliche Beweidung sogar sehr erwünscht, weil die Tiere mit ihrem Kot die Felder düngen und weil offenbar die jungen Getreidepflanzen von den Tieren auf eine Weise verbissen werden, dass die Ausbildung von Getreidehalmen gefördert wird. Dort, wo die winterliche Beweidung der Äcker erwünscht war, bildete sich ein guter Kontakt zwischen sesshaften Bauern und wandernden Hirten heraus. Dort, wo dies nicht der Fall war, führte die Konkurrenz um das Land oft zu Konflikten. Von solchen mit Ackerbauern, Straßenverlegern oder Großgrundbesitzern können daher viele berichten.

Die Winterweide wird von den meisten Hirten Griechenlands als *χειμαδιά* bezeichnet. In ihrer Auffassung sind die Winterweidegebiete unbeliebt, gelten sozusagen als Aufenthaltsraum zweiter Klasse, als Ergänzungslandschaft. Auch in den Volksliedern drücken die Hirten Griechenlands ihre Unzufriedenheit darüber aus, dass sie im Herbst in die Ebenen ziehen müssen.

Die Winterweidegebiete liegen entlang der Küste, in den Ebenen und entlang der Flusstäler. Ein eindrucksvolles Beispiel für die geringe grenzbildende Bedeutung von Gewässern und Gebirgen zeigen die Wanderrouten der Hirten im Untersuchungsgebiet: Nicht nur die Ergänzungslandschaften des ionischen und adriatischen Küstensaums sowie die Ebenen von Thessalien und Makedonien dienten den Hirten

als Winterweide, sogar Korfu (von Hirten aus Epirus) und die Peloponnes (von Hirten aus Zentralgriechenland) wurden von Wanderhirten trotz der zu überwindenden Wasserwege regelmäßig im Winter aufgesucht. Die Winterweide entspricht der vollmediterranen Hartlaubzone: In den küstennahen, tiefen Lagen (bis etwa 600 m) kommen Eichenwälder (*Quercus robur*, *Quercus petraea*) mit der Steineiche (*Quercus ilex*) als wichtigstem Vertreter vor. Daneben treten Hainbuche (*Carpinus betulus*), Esche (*Fraxinus excelsior*), Kornelkirsche (*Cornus mas*) und Kiefer (*Pinus sylvestris*) auf. Die ursprünglichen Eichenwälder wurden durch Rodung, Weidewirtschaft und Waldbrände nahezu vollständig vernichtet. An ihre Stelle trat Sekundärvegetation, die der Macchia ähnelt. Dort wachsen unter anderem Lorbeer (*Laurus nobilis*), Myrthe (*Myrtus communis*), Oleander (*Nerium oleander*), Erdbeerbaum (*Arbutus unedo*) und Pistazie (*Pistacia lentiscus*). Wird der Boden karger, kommen immergrüne Halbsträucher und dorniges Gebüsch vor, die Phrygana genannt werden. Zu den häufigen Halbsträuchern und Kräutern der Phrygana gehören Lavendelstrauch (*Lavandula stoechas*), Thymian (*Thymus vulgaris*), Zistrose (*Cistus spec.*) und Rosmarin (*Rosmarinus officinalis*). Charakterpflanzen der niederen, trockenen Regionen sind auch der wilde Ölbaum (*Olea europaea*), der Johannisbrotbaum (*Ceratonia siliqua*) und die Aleppokiefer (*Pinus halepensis*). Die Feuchtgebiete werden von verschiedenen Sumpfpflanzen (darunter Wassernuss, Teich- und Seerosen) bestanden. Durch ausgedehnte Vorkommen von Binsen und Schilf sind die Ufer der Lagunen und Flussdellen größtenteils zum Weiden ungeeignet.

4. Wandel der „Hirtenlandschaften“

Der Einfluss der Wanderhirten und ihrer Herden spiegelt sich in der Landschaft wider. Zahlreiche Pflanzen dienen den Hirten als Nahrungsmittel, Heilmittel, Farbstoff oder Brennmaterial. Vertreter der älteren Generationen erinnern sich noch an die Verwendung des Herbstkrokus (*Crocus sativus*), der zur Rotfärbung der farbenprächtigen Trachten diente. Die auf Kermes- und Scharlacheichen (*Quercus coccifera*, *Quercus ilex*) lebende Kermesschildlaus (*Kermes vermilio*) diente durch einen wässrigen Auszug zur Herstellung eines feurigroten Färbemittels. Daher sind diese Pflanzen in der Nähe von Hirtensiedlungen besonders häufig

anzutreffen. Im Sommer werden in großen Mengen Gliedkräuter, besonders *Sideritis scardica*, die in Höhenlagen um die 2.000 m wachsen, gesammelt und als Bergtee wiederholt aufgeköcht. Kamille (*Matricaria camomilla*) und Edler Salbei (*Salvia officinalis*) werden ebenfalls als Tee verwendet. Für die Hirtengesellschaften ist das Auftreten oder Verdorren einzelner Spezies weiterhin von Bedeutung, weil sie den Beginn von Herdenwanderungen markieren können. Eine reale Bedrohung für das Kleinvieh ist an einigen Weideplätzen das Vorkommen von Giftpflanzen wie dem Scharfen Hahnenfuß (*Ranunculus acer*) oder der Königskerze (*Verbascum*). Wo die Verbreitung giftiger Pflanzen bekannt ist, werden diese Plätze von den Hirten gemieden.

Zu den natürlichen Faktoren, welche die Ausdehnung der Weiden einschränken, zählt die Bewaldung. Dabei lässt sich oft beobachten, dass Hirten nicht gerade als Freunde des Waldes bezeichnet werden können. Bei den alljährlich wütenden Waldbränden Griechenlands muss immer wieder festgestellt werden, dass einige der Brände auf Brandstiftung durch Hirten zurückgehen, die auf diese Weise schnell an junges und niedrig wachsendes Grün für ihr Vieh gelangen.

Die heutigen „Hirtenlandschaften“ sind das Ergebnis langjähriger Beeinflussung durch die landwirtschaftlichen Aktivitäten des Menschen. Durch lang andauernde Beweidung wurde und wird die Vegetation der Offenländer nachhaltig geprägt. Zur Gewinnung von Heu für die Winterfütterung wurden Wälder gerodet und Wiesen angelegt. Die heute für typisch mediterran gehaltene Vegetation breitete sich stärker aus: Die Bereiche des Weidelandes in den Gebirgen wurden größer, die Waldgrenze wurde herabgesetzt, beweidete Wälder wurden immer lichter. Pflanzen mit Dornen, Stacheln und speziellen Inhaltsstoffen konnten sich ausbreiten, da sie für das Vieh nicht genießbar sind. So kam es in stark beweideten Gebieten zur Dominanz der stacheligen Kermeseiche (LIENAU 1989: 126). Der Orchideenreichtum der Grasländer in den Ebenen, die Vielfalt der Bergwiesen sowie die Zusammensetzung der küstennahen Vegetation gehen demzufolge auf die selektive Futteraufnahme von Kleinvieh während der oft langjährigen Beweidung dieser Flächen zurück.

Weil die Tiere, insbesondere die Ziegen, nicht nur Gras und Kräuter, sondern auch die jungen Triebe und Äste von Gehölzen fressen, werden die Weideflächen durch die Nutzung immer weiter aufgelichtet. Die Weidetiere lockern den Boden mit ihren Hufen, der von immer weniger Wurzeln zusammengehalten wird. An steilen Hängen hat sich die Bodenerosion durch die Beweidung derart verstärkt, dass die Ausbreitung von Skelettböden mit schwacher Grasdecke beschleunigt wurde.

Die wandernden Hirten haben in vielen Fällen auch die Infrastruktur beeinflusst. Ihre Routen führten über Passhöhen und durch Flusstäler und zeichneten die späteren Verkehrswege vor. Allerdings waren viele Passwege erheblich steiler als die später gebauten Straßen, da es den Trägern und Tragtieren darauf ankam, möglichst kurze Wege zu haben. Die Wanderhirten hatten als äußerst mobile Bevölkerung einen maßgeblichen Anteil am Austausch und Transport von Waren: Produkte der Milchwirtschaft sowie der Wollverarbeitung, Edelsteine, Edelmetalle, Salz, Wein, Holz, Getreide, Hülsenfrüchte wurden von ihnen über weite Strecken transportiert. Eine weitere wichtige Funktion für die Entwicklung des Raumes kam ihnen zu als Übermittler von Nachrichten sowie von Mythen und Märchen, die sie von einer Gruppe sesshafter Bevölkerung zur nächsten trugen.

Von festen Siedlungen ausgehend, konnte die Wildnis nachhaltiger unterworfen werden: Bären und Wölfe, deren Zahl und Gefährlichkeit bis heute übersteigert wird, sowie zahlreiche Phantasiegestalten, die oft mit dem Teufel gleichgesetzt wurden, konnten bekämpft und besiegt werden. Fast alle Hirten berichten von mehr oder weniger gefährlichen Begegnungen mit Bären, Wölfen und Schlangen. Die Bedeutung der Schlangen und Drachen sowie des Heiligen Georg als des Drachenbezwingers spielen im Leben der Hirten und damit auch in ihrer Volkskultur eine herausragende Rolle, wie sich auch in der bildlichen Verarbeitung dieser Motive auf ihren Hirtenstäben und anderen Handarbeiten zeigt.

Feste Siedlungen waren darauf angewiesen, dass in Zeiten des Mangels an Versorgungsgütern (Nahrung, Holz, Metalle) diese nun angeschafft werden konnten. Mit Handel wurden zunächst Mangelsituationen kompensiert, rasch wurde Handel aber auch zu einer Möglichkeit, mehr Versorgungsgüter in die festen Siedlungen zu

bringen, womit Potentiale zur Mehrung von Reichtum und für ein Wachstum der Bevölkerung gegeben waren. Immer mehr Bewohner der festen Siedlungen konnten anderen Gewerben als der Landwirtschaft nachgehen; auf diese Weise wurden die festen Siedlungen zu Zentren wirtschaftlicher Dynamik. Viele einstige Hirtensiedlungen erhielten damit einen völlig anderen Charakter und veränderten die Kulturlandschaft. Seit der Sesshaftwerdung ist es einerseits zur Überweidung siedlungsnaher Flächen, andererseits zur Verwilderung entlegener ehemaliger Weideflächen gekommen.

Die stärksten Veränderungen aber haben im Bereich der Siedlungen stattgefunden. Die reinen Hirtendörfer, die im Fall nomadischer Gruppen aus provisorischen Hütten oder Zelten bestanden, sind ein- bis zweistöckigen Häusern oder Blockhütten gewichen. Die Hütten, die sich aufgrund des Materials (Stroh, Holz) hervorragend in die Naturlandschaft einfügten, haben einem Typ der Behausung Platz gemacht, dem keinerlei touristischer oder ästhetischer Wert abgewonnen werden kann. In der Regel bestehen sie aus aufgeschichteten Betonklötzen oder Ziegeln und einem Wellblechdach, das zusätzlich durch eine Plastikfolie gegen Schnee und Regen gesichert wird.

Auch heute, nachdem die ausgedehnten Viehwanderungen über große Entfernungen hinweg weitgehend aufgegeben wurden, stellt die Kleinviehhaltung einen wesentlichen Faktor für Erhalt und Gestaltung der griechischen Kulturlandschaft dar. Insbesondere in Peripherräumen, die sich nur schwer industriell und infrastrukturell erschließen und ausbauen lassen, ist sie oft die einzige Nutzungsmöglichkeit.

5. Quellen

BEUERMANN Arnold 1967: Fernweidewirtschaft in Südosteuropa. Ein Beitrag zur Kulturgeographie des östlichen Mittelmeergebietes. Braunschweig.

HORVAT Ivo & GLAVAČ Vjekoslav & ELLENBERG Heinz 1974: Vegetation Südosteuropas. Geobotanica selecta 4. Stuttgart.

KAHL, Thede 2007: Hirten in Kontakt. Sprach- und Kulturwandel ehemaliger Wanderhirten (Albanisch, Aromunisch, Griechisch). Münster, Wien, New York.

KASER Karl 1992: Hirten, Kämpfer, Stammeshelden. Ursprünge und Gegenwart des balkanischen Patriarchats. Wien, Köln, Weimar.

KUREMENOS Kōnstantinos E. 1984: Σαρακατσάνοι. Ελληνική Παραδοσιακή Αρχιτεκτονική (*Die Sarakatschanen. Griechische traditionelle Architektur*). Αθήνα.

LIENAU Cay 1989: Griechenland. Geographie eines Staates der europäischen Südperipherie. Wissenschaftliche Länderkunden 32. Darmstadt.

PHILIPPSON Alfred 1959: Die griechischen Landschaften 4: Das aegaeische Meer und seine Inseln. Frankfurt a. M.

RAKSHIEVA, Svetla 1997: The Nomadic Aromunians' Concept of a Territory under Control. In: *Ethnologia Balkanica* (Ethnologia Balkanica) no. 1, 196-204.

Autoren Choregia 7

Blume, Horst-Dieter, Prof. Dr., Universität Münster, Institut für Altertumskunde, Domplatz 20-22, 48143 Münster priv. Metzgerstr. 14, 48151 Münster, Tel. 0251-775800, E-Mail: blumehd@uni-muenster.de

Coulmas, Dr. Danae: Remagenerstr. 8, 50968 Köln. Email: coulmas@aol.com

Deter, Ismene, Dpl. Bibl., Im Langenfeld 25a, 61350 Bad Homburg v.d.H., Tel. 06172-390387.

Deter, Ismene, Dpl. Bibl., Im Langenfeld 25a, 61350 Bad Homburg v.d.H., Tel. 06172-390387.

Kahl, Thede, PD Dr., Balkan-Kommission der Österreichischen Akademie d. Wissenschaften, Fleischmarkt 22, A-1010 Wien; priv.: Haschhofstr. 7c, A-3400 Klosterneuburg, Tel. 0043-224320148

Katsanakis, Anastasios; M.A., Arbeitsstelle Griechenland an der Universität Münster, Schlaunstr. 2, 48143 Münster, und Westbarthausenstr. 67, 33775 Versmold, Tel. 05423-3272.

Lienau, Cay, Prof. Dr., Institut für Geographie der Universität Münster, Robert-Kochstr. 26, 48149 Münster. Email: lienau@uni-muenster.de.

Ribbat, Ernst, Prof. Dr. Dr.h.c., Germanistisches Institut der Universität, Domplatz 20-22, 48143 Münster, priv. Doornbeckerweg 19, 48161 Münster, Tel. 0251-866180.

Quack-Manoussakis, Dr. Regine, GR-Nafplion/Assini. Email: quack-assini@hotmail.com